J14.96
W82e

Ein deutscher Handwerksbursch der Biedermeierzeit

Auf der Walze durch den Balkan und Orient

Nacherzählt von Oskar Wöhrle

E
Die Bücher der Lese

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

MAY -7 1969

L161— O-1096

Die Bücher der Lese

Ein deutscher Handwerksbursch der Biedermeierzeit

Auf der Walze durch den Balkan und Orient

Nacherzählt von Oskar Wöhrle

Die Lese Verlag G.m.b.H. Stuttgart

Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart

914.96
W822

Auf den nachstehenden Blättern sind die Wanderungen und Erlebnisse des sächsischen Wagnergesellen Christian Döbel beschrieben, der in den Jahren 1830 bis 1836 Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei und die Moldau, einen Teil der Türkei, Ägypten und Palästina durchwanderte. Seine Fahrten sind ausführlich und umständlich geschildert in einem achthundertseitigen Buche, das der Pfarrer Heinrich Schwerdt im Jahre 1837 in Gotha erscheinen ließ, das damals im Volke sehr gelesen wurde, und das auch dieser Arbeit zugrunde liegt.

Ich habe mich bemüht, aus diesen „Wanderungen eines Wagnergesellen" das Wesentliche und eigentlich Charakteristische herauszuschälen und zu zeigen, daß die Leiden und die Freuden eines Handwerksburschen der Biedermeierzeit unserem Empfinden gar nicht so ferngerückt sind, als es dem Zeitunterschied nach scheinen möchte.

Oskar Wöhrle

In der Heimat

Geboren bin ich am 22. September 1805 zu Berterode, einem kleinen Flecken in der Eisenacher Gegend. Der Ort ist so klein, daß man ihn selbst in den ausführlichsten und genauesten Reisebeschreibungen nicht findet. Er umfaßt fünfzehn dürftige Häuser und einen altertümlichen Edelhof. Merkwürdigkeiten weist er keine auf; ausgenommen eine hundertjährige, mächtige, breitkronige Eiche, unter der ich oft mit den Kameraden spielte und im Herbste den feisten Säuen zusah, die so massig und herzhaft die gefallenen Eicheln wegfraßen. Das Haus meines Vaters war genau so dürftig und einfach wie die übrigen Bauernhütten. Es stand an einem kleinen Teiche, der dem ewigen Gequake nach das reinste Froschparadies sein mußte.

Für mich aber war da kein Paradies. Ich erinnere mich meiner Kindheit nur ungern. Acht Jahre war ich alt, als meine Mutter an der Schwindsucht starb. Wohl mag ich über ihren Tod heiß und viel geweint haben. Doch wie Kinder einmal sind, da sie einzig der Gegenwart leben, wird auch der heftigste Schmerz sehr rasch vergessen. Wenn nur das Butterbrot gleich dick gestrichen wird wie bisher, Kindern in ihrer Einfalt ist's herzlich gleichgültig, wer's streicht.

Die Jahre nach dem Tode meiner Mutter flossen eintönig dahin, wenigstens weiß ich mich an nichts Besonderes zu erinnern. Da man in der Landwirtschaft alle Hände gebraucht, mußte ich selbstverständlich bei Haus- und Feldarbeiten nach Möglichkeit mithelfen. Wenn ich einmal etwas freie Zeit hatte und unter die Leute kam, neckte man mich allerorten mit einer „neuen Mutter", die ich bekommen sollte. Ich lachte nur und

machte mir nichts aus dem Geschwätz, obwohl man mir schon diese und jene nannte, bedeutsam die Augenbrauen hob und mir eine böse Zukunft prophezeite. Wirklich, es dauerte gar nicht lange, da heiratete mein Vater zum zweiten Male, und breit saß die Stiefmutter im Hause.

Schon der Hochzeitstag ließ sich schlecht für mich an. Während die Geladenen lustig beinander saßen, aßen und tranken, spielte ich mit Kameraden in der Scheuer meines neuen Großvaters Verstecken. Dabei rutschte ich aus und stürzte mit einer solchen Gewalt vom Heuboden auf die Tenne, daß ich für tot vom Platze getragen wurde. Der Vater bekümmerte sich in seinem neuen Glücke nur wenig um mich. Mein Weinen und mein Jammern beschwichtigte er mit Drohungen, meine Schmerzen kurierte er mit Schlägen.

Nach meiner Genesung wurde ich noch mehr als bisher im Haushalte angespannt. Zu den seitherigen Arbeiten kam eine neue, die mir ungewohnt war. Ich mußte mich stundenlang an die Wiege stellen und die Stiefmutter brachte mir das langweilige „Eiapopeia, was raschelt im Stroh" mit einer solchen Hingabe und mit einem solchen Sacheifer bei, daß nicht selten ein harter Besenstiel auf meinem Rücken den Takt dazu schlug. Ob ich in der Schule etwas lernte oder nicht, das war gleichgültig, danach wurde kein Dreck gefragt. Die Hauptsache war, daß ich recht fleißig die Wiege wageln und dazu singen und pfeifen konnte. Darum darf es niemanden wundernehmen, daß mein Hinterquartier die ganze Zeit über grün und blau war; denn oft erhielt er doppelte Portionen aufgemessen: daheim, wenn ich nicht ganz genau nach den Wünschen der Stiefmutter gewagelt und gepfiffen hatte; in der Schule, wenn ich meine Aufgaben nicht fehlerfrei hersagen konnte.

Endlich winkte wenigstens eine Freiheit: ich wurde aus der Schule entlassen. Ernstlich überlegte ich, was

für einen Beruf ich ergreifen solle. Die Landwirtschaft: das Spaten, Pflügen, Güllenführen, ewig ein Schuldenbäuerlein bleiben, gefiel mir nicht. Daher sagte ich zum Vater, er solle mich ein Handwerk lernen lassen. Da kam ich aber recht an! Die Adern schwollen ihm auf der Stirn, er fuchtelte mit den Händen aufgeregt hin und her und schrie: „Wenn du partout nicht daheim bleiben willst, so lauf dem Teufel ein Ohr ab und schau', wer dir sonst was zu fressen gibt!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich packte die wenigen Sachen, die ich zu packen hatte, marschierte nach Wenigenlupnitz und verdingte mich dort, da ich nichts Besseres fand, bei einem Landwirt. Mehr als zwei Jahre hielt ich dort aus und ging dann mit dessen Empfehlung zum Amtmann Sickler auf Tenneberg als Kutscher.

Von Tenneberg aus war ich oft zum Wagnermeister Heß nach Winterstein geschickt worden, um dort das eine oder das andere am Gespeiche einrenken zu lassen. Der Mann hatte mir gefallen, und halb im Spaß, halb im Ernste hatte ich mich ihm eines Tages als Lehrling angeboten. Heß war damals ohne lange Fisimatenten auf meinen Vorschlag eingegangen. Jetzt, als Neunzehnjähriger, dachte ich daran, von seiner Zusage Gebrauch zu machen. Er nahm mich auch. Da ich arm war wie eine Kirchenmaus und auch vom Vater keinen Zuschuß bekam, sah er von einem Lehrgeld ab. Dafür mußte ich ihm in meinen Freistunden die Gartenwirtschaft besorgen helfen.

Ich war noch mit einem Lehrling zusammen und merkte gar nicht, wie schnell die Wochen und die Monate dahinflossen. Die Lehrjahre neigten sich bereits zu Ende, in drei Monaten sollte ich losgesprochen werden, da verreiste der Meister eines Tages. Vorher wies er jedem seinen Teil Arbeit zu. Ich sollte ein Rad fertigen, zu dem aber noch wenig hergerichtet war. Erst gegen Abend

war ich so weit, daß die Felgen zusammengeschlagen werden konnten. Das konnte ich nicht allein tun, deshalb erbat ich mir auf einige Augenblicke die Hilfe des Nebenlehrlings. Soweit war die Sache in Ordnung. In der Frühe kam Heß übelgelaunt in die Bude. Er sagte nicht einmal guten Morgen, steckte die Hände in den Hosensack und musterte unsere Arbeiten. Meine stand fix und fertig; an der meines Kollegen haperte es noch. Barschen Tones fragte Heß, warum er damit noch nicht zu Rande sei. Der sagte freiweg, er hätte die ganze Zeit über mir helfen müssen. Da kehrte sich Heß unerwartet um, sagte kein Wort, gab mir aber eine schallende Ohrfeige.

Ich war über diese unverdiente Behandlung aufs äußerste erbittert und ging auf der Stelle zur Werkstatt hinaus. Eine Weile überlegte ich, was ich tun solle, und ging dann nach Friedrichrode zum Obermeister, der mir vom Stadtschreiber einen schriftlichen Befehl ausfertigen ließ, daß Heß mir innert vierzehn Tagen einen anderen Lehrmeister suchen müsse. Ich trug jedoch den Tintenwisch nicht zu Heß hin, weil das nur unnötig böses Blut gemacht hätte, sondern wandte mich nach Cumbach. Dort fand ich einen Meister, bei dem ich das letzte Vierteljahr einstehen konnte.

Nach meinem Losspruch hielt ich mich ein zweites Mal zu Hause auf. Ich wollte mir den Winter über durch kleinere Flickarbeiten wenigstens so viel verdienen, um im Frühjahre auf die Walze gehen zu können. Es ging aber kein Geld ein; die Bauern steckten es lieber in die Strümpfe und ließen sich ankreiden. Was sollte ich tun? Um nur einigen Mummes in den Händen zu haben, mußte ich einen Teil meiner schönen Kleidung verkaufen. Daher sehnte ich mich immer stärker fort. Ich dachte, je eher ich aus dem Bruch hier herauskomme, desto besser!

Als die ersten Frühjahrsvögel zogen, sagte ich adieu.

Nach Wien

Unweit Hof betrat ich bayerisches Gebiet. Hier traf ich einen Schmiedegesellen aus der Schweiz, in dessen Begleitung ich weitertippelte. Bis dahin hatte ich lediglich aus meiner Tasche gezehrt. Als ich das dem Schweizer erzählte, lachte er mich aus und sagte, ich sei ein blöder Hund; auf andrer Leute Kosten lasse es sich besser und bequemer leben; ich solle es doch einmal probieren und mit dem Fechten versuchen. Diese Art der praktischen Geographie erschien mir wenig rühmlich und ich sträubte mich anfänglich gegen seinen Vorschlag. Doch ein Blick auf meinen mageren Geldbeutel, der von Tag zu Tag schwindsüchtiger wurde, ließ mich nachgeben. Als wir durch ein kleines Bauernkaff kamen, willigte ich ein und ging mit dem Schweizer auf die Fahrt. Doch kaum hatten wir am zweiten oder dritten Hause angeklopft, als ein Polizist herauskam, uns beide am Schlawittel nahm und elendlich abkanzelte. Ich hörte nichts als die Worte: „Wasser und Brot! Drei Tage Loch!“ und war von dieser mit derartigen Worten gespickten Predigt so erschrocken, daß ich von da ab nie wieder Fechtgelüste bekam.

In der Karwoche kam ich nach Bayreuth und fand dort Arbeit. Doch geriet ich gleich das erstemal an einen richtigen Kohldampfer. Das Frühstück bestand aus dünnem Kaffee, der zudem von der ganzen Woche her zusammengeschüttet und nur aufgewärmt war, und einigen hartgebackenen Kreuzerbrötchen. Nach dem Mittagessen und nach dem Abendessen hatte man noch mehr Hunger

als zuvor; die paar Gabelbissen reizten nur den Appetit, stillten aber keineswegs den Hunger. Trotzdem hielt ich an dieser Stelle ein volles Vierteljahr aus; denn ich lernte hier viel, besonders durch den Neubau von Wagen und Kutschen.

Als ich weitermachte, kam ich auch nach der altberühmten Stadt Nürnberg. Doch traf ich hier nur wenig Leben. Einzelne Straßen schienen ausgestorben. Auf den öffentlichen Plätzen wuchs zwischen den Rand- und Pflastersteinen das Gras lustig wie an einem Wegrain. Genau so traurig und vorweltlerisch sah es in Regensburg aus. Gar keine Spur von Regsamkeit. Aller Unternehmungsgeist, alles frische Leben schien sich verkrochen zu haben.

Ich hatte das Tippeln auf den staubigen und löcherigen Landstraßen dick. Um schneller und müheloser vorwärts zu kommen, mietete ich mir einen Platz auf einem der vielen Schiffe, die von hier aus Tag für Tag die Donau hinunterfahren. Diese Fahrt auf dem Wasser war mir neu und ließ keinerlei Langeweile aufkommen.

Am 24. Juni 1830 passierten wir jenseits Passau die österreichische Grenze. Hier wurde mir mein Reisepaß abgenommen und durch ein Wanderbuch ersetzt. Dann ging die Fahrt weiter nach Linz und Wien.

Von Linz ab drängten sich die terrassenförmig angelegten Weingärten häufig bis an die Stromufer. Die Gegend schien sehr fruchtbar zu sein. Es wurde mir gesagt, die Gegend sei so reich an Getreide, daß eines der dortigen Klöster „Die volle Metze“ genannt werde. Eine andere Abtei in der Nähe führe ihrer reichen Pfründen wegen den Übernamen „Der klingende Pfennig“, und das Augustinerstift Klosterneuburg in der Nähe von Wien heiße seines einträglichen Weinbaus wegen „Der rinnende Zapfen“. Das sind Namen, die auch den Ohren eines Handwerksburschen lieblich klingen.

Am 25. Juni stieg ich in Wien aus. Mehr als anderthalb Stunden irrte ich durch die breiten, belebten Straßen, ehe ich mich zur Herberge durchgefunden hatte. Dort traf ich einen Wagnergesellen und machte gleich mit ihm Bekanntschaft. Zu meinem Schaden. Viele Burschen lagen auf den Bänken an der Wand herum und faulenzten. Von dem Wagner hörte ich, es seien arbeitslose Schmiedegesellen. Da ich einen heidenmäßigen Durst hatte, fragte ich gleich, was es hier für Getränke gebe. „Der Wein ist schlecht", sagte der Wagner. „Laß dir lieber eine Pitsche Bier geben!" „Ich bestellte eine, weil ich der Meinung war, eine Pitsche halte nicht mehr als ein Maß. Der Kellner lachte über das ganze Gesicht und brachte „Ew. Gnaden", — denn alle Fremden, bei denen man Geld vermutet, sind in Wien Herren „von" — ein Gefäß, das, schlecht gemessen, seine sechs Kannen faßte. Da ich nicht genügend Geld hatte, um die Pitsche zu bezahlen, holte ich mir einen Goldgulden aus dem Felleisen, das ich dem Herbergsvater zur Aufbewahrung übergeben hatte. Als ich zurückkam, lag von den Schmiedegesellen keiner mehr auf der faulen Haut. Alle waren aufgestanden und saßen breitspurig um den Tisch herum, auf dem die Pitsche funkelte. Als ich den Humpen zur Hand nahm und antrinken wollte, war kein einziger Tropfen mehr darin.

Ich war über den Streich, der mir gespielt worden war, nicht wenig ärgerlich und stellte die Pitsche sehr deutlich auf den Tisch. Da erschallte lautes Hohngelächter. Die zwanzig Kerle schlugen sich klatschend auf die Schenkel und wollten mit dem Auslachen gar nicht mehr aufhören. Keiner machte Miene, sich auch nur mit einem Worte zu entschuldigen. Ich zahlte heißen Kopfes, was ich schuldig war und verließ die Herberge stehenden Fußes, ohne mich umzusehen. Ich hatte einen heftigen Zorn gefaßt. Ganz Wien, ja ganz Deutschland und alles, was

darin lebte, schien mir verhaßt und ekelhaft. Ich nahm mir vor, der ganzen Gesellschaft den Rücken zu kehren. Lieber noch hinein zu den Polacken oder hinunter in die hinterste Türkei! Ich ging so schnell als möglich an den Donauhafen zurück und suchte mir ein Schiff aus, das nach der türkischen Grenze fuhr. Schließlich fand ich eines. Es segelte aber erst in vier Tagen. Dessenungeachtet mietete ich mir einen Platz darauf. Nachdem ich solcherart meinem Zorn genug getan hatte, stiefelte ich in die Häuser zurück und bummelte.

Die paar Tage, die mir noch blieben, verflossen so angenehm, daß es mich fast reute, die schöne und lebenslustige Stadt schon so bald zu verlassen. Aber sein muß sein! Als ich mich auf den Weg zum Schiff machte, ging ein kleiner verbuckelter Mann vor mir her. An seinem torkelnden Gang sah ich, daß er schief geladen hatte. Und auf einmal fing er mit seiner nasenlöcherfüllenden Schneiderstimme zu singen an:

„'s gibt nur ä Kaiserstadt,
's gibt nur ä Wiähn!"

Bis Semlin

Langsam verließ das rotbewimpelte Schiff den Hafen und schwamm bald in der Mitte der Donau, die von da ab immer breiter und breiter wird. Unweit der Hainburger Felsenpforte strömt die March in die Donau. Hier kamen wir in das „Land der Freiheit", wie die Ungarn mit Vorliebe ihre Heimat nennen. Doch blieb es mir noch jedesmal unerfindlich, mit welchem Recht. Der hohe Grenzzoll in Theben ließ wenigstens nichts davon spüren, daß hier die Freiheit zu Hause sei.

In wenigen Stunden war Preßburg erreicht. Noch am gleichen Tage fuhren wir weiter, passierten die fruchtbare, weinreiche Insel Schütt und kamen am 2. Juli nach Budapest. Hier sah ich zum erstenmal die echten, rechten Ungarn, schlank und kräftig gewachsene Leute. Von den Frauenzimmern gefielen mir besonders die jüngeren gut. Ihre schwarzen Augen funkelten nur so!

Die vornehmen Ungarn tragen selbst im heißesten Sommer die eigentliche Nationaltracht: Pelzjacken, enge blaue Hosen und weite Stiefel, an denen die Sporen klirren. Bei den Reicheren sind die Jacken über und über mit Edelsteinen und Schmuck verziert und sehen prachtvoll aus. Die Bauern aber und die Landleute gehen durch die Bank armselig und verschlissen daher. Ein flacher, breitrandiger Filz, ein schmutziges Hemd oder ein dreckgespickter Schafspelz, weite speckige Hosen, deren ausgefranste Ränder auf die nackten Füße herunterzotteln, das ist der ganze Staat, den sie machen können. Wenn's einmal hoch kommt, sind die Treter mit Werg, Lumpen oder rohem Rindleder umwickelt. Besonders

der Filzhut scheint unentbehrlich zu sein, selbst die Frauen tragen ihn. Andere wieder tragen lieber einen turbanartigen Aufputz aus buntem Zeug. Um die Brüste wird ein leichtes Tuch geschlungen; Arme und Füße sind gewöhnlich nackt. Doch habe ich die Weiber, namentlich bei Festlichkeiten, auch in stattlicherer Kleidung gesehen, die ihnen gut anstand und den schlanken, kräftigen Wuchs heraushob und gut zur Geltung brachte.

Das Dampfboot, das ich von Preßburg aus benützt hatte, blieb in Pest liegen. Doch fand ich ein anderes, das noch am gleichen Tag nach Baja abging. Es hatte außer mir nur noch einen verwegenen Schneider an Bord, der ebenfalls ins Türkische hinunterwollte.

Die Fahrt verlief bei weitem nicht mehr so gemütlich und anregend wie bisher. Ein mückenartiges Insekt umschwärmte das Schiff in ganzen Scharen und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Diese Viecher wurden Gelsen genannt. Sie quälten und drangsalierten mich während der drei Wochen, die ich auf dem Schiffe zubrachte, so, daß ich oft nahe daran war, über Bord zu springen, um den vermalefizten Plagegeistern zu entgehen. Schlaf fand ich überhaupt keinen mehr. Auch das Essen schmeckte mir nicht, so daß ich stark abmagerte und bald nur noch wie ein Schatten aussah. Ich schnaufte ordentlich auf, als endlich der Flecken erreicht war, denn die nackten, öden Sandfelder, die, mit weiten, ungesunden Morästen untermischt, sich bis hart an Baja erstreckten, hatten einen mehr als trübseligen Anblick geboten. In Baja machte das Schiff Station. Da sich vorderhand kein anderes finden lassen wollte, das bis Semlin ging, nahm ich das Anerbieten eines Meisters an, bei ihm in Arbeit zu treten. Ich war gesonnen, wenigstens so lange zu bleiben, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Weiterreise bieten würde. Doch als ich in die Werkstatt kam und das nötige Handwerkszeug verlangte, sagte der

tapfere Arbeitsherr, im Ungarischen sei es Sitte, daß jeder Geselle sein Handwerkszeug selber mitbringe. Ein Wort gab das andere. Ich sagte, ich sei kein Ungar, sondern ein Deutscher und hätte gar keine Lust, alle donaustaatlichen Mucken mitzumachen. Ich hätte mich bisher schon so weit getraut und würde mich bei einer solch ungereimten Forderung eines xbeliebigen Krauters auch noch weiter getrauen. Daraufhin nahm ich lachend mein Bündel, das noch zugeschnürt auf der Bank lag, hängte es über den Rücken, sagte allseits adieu und ging wieder zur Herberge.

Es war wie verhext; auch in den nächsten Tagen ließ sich keine Schiffgelegenheit donauabwärts finden. Alles Zuwarten blieb vergeblich. Wohl oder übel mußte ich mich entschließen, den langen und beschwerlichen Weg bis nach Semlin zu Fuße zu machen. Zum guten Glück fand ich einen Reisegefährten, einen ungarischen Schmiedegesellen, der einige Brocken Deutsch verstand.

Als wir aufbrachen, war gerade Erntezeit. Auf allen Feldern wurde brav geschafft. Ich mußte mich über vieles wundern, am allermeisten über die Einfuhr des Getreides. In diesen Gegenden scheint man weder Scheunen noch Fruchtböden zu kennen. Das geerntete und ausgestampfte Korn wird in Gruben aufbewahrt, also eingetolpen.

Der Boden hier ist sehr ertragreich. Wenn sich ein Bauer nur ein klein wenig Mühe gibt, kann er sein gutes Auskommen finden. Doch die Leute verlegen sich lieber aufs Stehlen, statt aufs Arbeiten. Der Schmied sagte mir, in keiner anderen Landschaft Ungarns würde mehr geräubert und gestohlen, als gerade hier. Ja, die Griffonagen seien so an der Tagesordnung, daß sie nicht einmal groß als ehrenrührig gälten. Nach Erlegen einer gewissen Gebühr dürfe das Stehlen sogar zunftmäßig betrieben werden. Auf Jahrmärkten herrsche die Sitte,

daß die Stehllustigen, die hierzulande „schwere Kaufleute“ genannt werden, sich zuvor beim Rate anmeldeten und die maßgebenden Beamten gehörig schmierten. Sie gingen dann selbst im Ertappungsfalle ungestraft aus.

In Zambor übernachteten wir. Tags darauf kamen wir durch zahlreiche Moräste, in deren schlammigem Gras wir manches liebe Mal bis über die Knie versanken, und fuhren in einem Weidling über den Batsar- oder Franzenskanal. Dieser verbindet die Donau mit der Theiß und ist sehr fischreich. Die Fische werden so gering geachtet, daß man die Mastsäue damit füttert. Auch wir bekamen den Überfluß zu spüren. Überhaupt waren die Lebensmittel so billig, daß wir mit wenigen Groschen tagelang unseren Unterhalt bestreiten konnten. Geld schien da herum rar zu sein. In einer Dorfschenke konnte man uns nicht einmal ein Kopfstück wechseln und schenkte uns deshalb die Zeche.

Das Marschieren fiel immer beschwerlicher; denn der ungesunden Sumpfstrecken wegen lagen die einzelnen Ortschaften so weit auseinander, daß wir an einem Tage oft nicht mehr als eine oder zwei oder gar keine erreichen konnten. Dabei waren die Wegspuren so verwischt und unsicher, die unübersehbaren, endlosen Weideplätze so einförmig, daß wir oft nicht wußten, wohin. In solchen Verlegenheiten gab es eben kein anderes Mittel, als der eigenen Nase nachzugehen. Das führte aber oft zu verdammten Umwegen.

Am zweiten Abend übernachteten wir in einer Dorfschenke. Da ging es recht lustig und bäurisch zu. Zigeuner spielten zum Tanze auf, und die Bauern mit ihren Menschern wirbelten die braunen Beine, daß die Dielen krachten. Der Ungar nahm ein Mädel nach dem andern an die Hand und schlenkerte es nach den Klängen der Geigen im Kreise. Ich begnügte mich mit dem Zuschauen.

Tags darauf kamen wir bei Neusatz wieder an das linke Ufer der Donau. Nach kurzer Rast passierten wir die Schiffsbrücke und marschierten nach Peterwardein. Jetzt waren wir in Slawonien.

Peterwardein liegt auf einem hohen Felsen. Riesige, dicke Mauern ziehen sich um die Stadt. Eine Unmenge Soldaten läuft da umher. Die Wälle sind reichlich mit Kanonen und Kartaunen gespickt, und die ganze kriegerische Aufmachung bezeugt, daß Peterwardein eine der stärksten Festungen Österreich-Ungarns ist. Das Städtchen selbst scheint eng und klein; das Leben darin still und deutsch.

Wir ließen die Wanderbücher visieren, sackten von neuem auf und durchschritten eine weite, reiche Ebene, die die Syrmier Gespanschaft genannt wird. Mais und Korn, Hirse, Salat, Kartoffeln, Bohnen und Melonen wachsen überall in großen Mengen. Die Zwetschenbäume gar sind so zahlreich vertreten, daß sie zuweilen richtige Wälder bilden. Wenn das Obst reif ist, kann man sich so viel davon pflücken, als man Lust hat. Kein Mensch fragt danach. Es ist nicht wie in Deutschland, wo hinter jedem Baum ein Bannwart steht und einem den Hund nachhetzt.

Von der Donau weg führte uns der Weg ins Gebirge hinein. Auf einer einsamen, menschenleeren Hochebene wanderten wir weiter. Wir fanden lange Zeit kein Wasser und waren schier dem Verdursten nahe. Endlich, am zweiten Tage, kamen wir an eine Weide, auf der wir schon aus der Ferne eine Viehtränke sahen. So schnell es mit den müden Knochen noch ging, rannten wir darauf hin. Ich war der erste. Gierig beugte ich mich nieder und wollte trinken. Aber die an und für sich schon trübe Quelle war mit einer solchen Unzahl von Kröten belebt, daß man kaum noch das Wasser sickern sah. Ich schüttelte mich vor Ekel, verzichtete auf das Wasser und

schleppte mich weiter. Der Schmied hingegen legte sich platt auf den Bauch und ließ sich die Krötenbrühe mit aller Gemütsruhe in den Rachen hineinlaufen. Beim Weitermarschieren wurde mir schlecht; ich war ein paarmal nahe daran, schlapp zu machen. Aber ich rappelte mich auf und schleppte mich mit letzter Kraft vorwärts. Wenn ich mich einmal hinsetzte zum Verschnaufen und über Durst jammerte, lachte mich der Ungar aus und spöttelte: „Warum hast du nicht getrunken, dummer Schwaba? War ja Wasser genug da! Feines Wasser! Gutes Wasser! Beim Eid, es hätte gereicht für ein Regiment Dragoner!“

In Semlin, das am Zusammenfluß der Sau und der Donau liegt, grade der türkischen Festung Belgrad gegenüber, machten wir den Meistern unseres Handwerks Besuche. Ich wurde einige Male angesprochen, dazubleiben. Da ich vollständig blank war und nur noch wenige rote Heller mein eigen nannte, nahm ich auch an. Doch die Speisen, die ich vorgesetzt bekam, und die ungewöhnlich fett waren, die vielen Südfrüchte und nicht zuletzt das sumpfige Wasser zogen mir ein starkes Wechselfieber zu. Ich bekam einen benommenen Kopf und war in der Arbeit so behindert, daß ich oft tagelang aussetzen mußte. Darum wollte ich fort, an einen gesünderen Ort. Aber Meister und Meisterin bestürmten mich mit Bitten, zu bleiben. Besonders die Alte nahm sich meiner an und gab sich auch redlich Mühe, mein Übel zu vertreiben. Ich mußte ins Bett liegen, wurde in dicke Schweißtücher gewickelt und bekam hundertlei Tee zu trinken. Es nützte alles nichts. Die Krankheit wurde eher schlimmer statt besser. Zwei kostbare Wochen ließ ich mich durch allerlei gutgemeinte Redensarten hinhalten. Dann aber rückte ich aus, in die gesünderen Gegenden Siebenbürgens.

Über Siebenbürgen nach Bukarest

Nach längeren Märschen kam ich in Hermannstadt, der Hauptstadt Siebenbürgens, an. Hier war ich zufrieden und glücklich, meinen kranken Knochen etwas Ruhe und Erholung gönnen zu können. Alles andere erregte nur insofern meine Teinahme, als es darauf Bezug hatte. Denn auch seelisch war ich in einen krankhaften, apathischen Zustand verfallen, aus dem ich mich nur mit Mühe aufzurütteln vermochte. Als ich mich etwas besser und freier fühlte, tippelte ich Kronstadt zu.

Ich hatte Glück. Unterwegs nahm mich ein Gerichtsherr auf seinem Wagen eine schöne Strecke weit mit. Außerdem besorgte er mir eine Fahrgelegenheit nach meinem Reiseziel. Das Beste bei der Sache war, daß ich dafür auch nicht einen schimmeligen Kreuzer zu bezahlen brauchte. Der Gerichtsherr legte alles für mich aus. Der Mann soll leben!

In Kronstadt fand ich viel Handel und Betriebsamkeit. Die Bevölkerung war umgänglich und unternehmungslustig. Trotzdem sich hier die verschiedensten Rassen stoßen: Deutsche, Ungarn, Walachen, hörte ich doch nie von Händeln und blutigen Raufereien, wie es solche in Orten mit so stark gemischter Bevölkerung öfters gibt. Alle kamen gut miteinander aus.

Bei einem ungarischen Meister trat ich in Arbeit. Ich blieb gerne, weil ich hoffte, hier in der frischen, gesunden Luft baldigst gesund zu werden. In der Tat, das Klima wirkte Wunder. Kaum saßen vierzehn Tage im Land, da war ich wieder wohlauf wie ein Salmenfisch im Rheinwasser.

Mit der zunehmenden Gesundheit wurde die Wanderlust von neuem rege. Als ich hörte, daß auch in der Walachei tüchtige Wagnergesellen sehr gesucht seien, war für mich kein Halten mehr. Ich stiefelte aufs Grenzamt und erbat mir den Eintritt aufs türkische Gebiet.

Am 14. September zog ich in voller Ausrüstung dem roten Turmpaß zu. Der gestattet den besten Übergang in die Walachei. Kurz nachdem ich die Grenze überschritten hatte, fing es zu regnen an, was nur vom Himmel herunterwollte. Es gab den reinsten Wolkenbruch; ich konnte mit dem besten Willen nicht mehr weiter. Zwei Tage lang blieb ich in einem Gasthause sitzen, um eine Fahrgelegenheit abzupassen. Aber alle Warterei war für die Katz. Bei diesem Hundewetter wagte sich keine Fuhrmannsseele hinaus, geschweige denn ein Roßschwanz.

Durch die andauernden Regengüsse wurden die wenigen Wege zu Sturzbächen und konnten nicht mehr befahren werden. Schließlich, als ich genug gehofft und geharrt hatte und die Sache ins Geld ging, blieb mir nichts anderes übrig, als meine Siebensachen auf den Buckel zu laden und auch weiterhin auf Schusters Rappen zu reiten.

Mißmutig stieg ich im forttröpfelnden Regen die steile Höhe hinan, die hinter dem Wirtshause aufragte. Bei der Grenzjägerhütte fragte ich, welche von den drei Straßen, die hier zusammenliefen, nach Bukarest führe. Aber die dicken Türken schienen mich nicht recht zu verstehen. Es gab ein langes Hin und Her mit vielem Gelächter dazwischen. Zum Schlusse machten sie mir ein Zeichen, ich solle geradeaus laufen. Was ich auch tat.

Als es dämmerte, stieß ich auf eine Bauernhütte. Ich ging gleich hinein und fragte, ob ich die Nacht über nicht dableiben und schlafen könne. Doch die guten Bauern verstanden mich gleichfalls nicht. Das einzige, was sie taten, war, daß sie über meine kaudertürkischen Sprach-

brocken, die mir widerwillig zum Munde herausſprangen, herzlich lachten. Schließlich verſuchte ich's mit der Zeichenſprache. Und ſiehe da! Die wurde ſofort kapiert.

Frühmorgens nahm ich von den freundlichen Wirten Abſchied. Die ganze Familie ſah mir von der Türe aus nach, bis ich im Walde verſchwunden war. Noch immer hing der Himmel voller Regenwolken, und nur zuweilen verkrochen ſich die feuchten Nebel und ließen einen ſchneebedeckten Berggipfel ſehen.

Der Weg verlor ſich ſchließlich in einen Fluß. Ich ſuchte und ſuchte und ſchaute mir faſt die Augen zum Kopfe hinaus: aber nirgends war ein Übergang, eine Furt oder ein Steg zu finden. Ich ſchrie mir die Stimme heiſer, um irgendein menſchliches Weſen herbeizulocken. Auch dieſe Mühe war vergebens. Trotz allem Schreien, Suchen, Warten und Überlegen kam ich doch keinen Zentimeter weiter. Da wagte ich endlich das Äußerſte und verſuchte, den Fluß zu durchwaten. Langſam und mit der nötigen Vorſicht tapſte ich hinein. Wenn ich plumpſte oder umfiel, war ich verloren; denn ich konnte nicht beſſer ſchwimmen als ein zweizentriger Wetzſtein. Das Waſſer ſtieg mir bis an die Bruſt, ſtellenweiſe ſogar über die Schultern. Das war kein angenehmes Gefühl; im Gegenteil, es verſchlug mir den Atem. Doch wohlbehalten erreichte ich das jenſeitige Ufer und ſchüttelte mich wie ein Hündlein nach allen vier Windſeiten.

Erſt nach langem Suchen fand ich die ſo jäh unterbrochene Straße wieder. Es wurde dunkel, und noch immer hatte ich kein Haus und keinen Menſchen getroffen. Herrgott, wo ſollte ich nur über Nacht bleiben? Außerdem knurrte mein Magen ärger als ein Kettenhund, der einen großen Zorn hat und doch nicht los kann. Das letzte Ränftchen Brot hatte ich ſchon vor vielen Stunden gegeſſen. Schließlich wußte ich nichts Beſſeres zu tun, als unter einer breitkronigen Buche dürres Holz zu-

sammenzutragen. Ich machte mir ein Feuer an, wie es kein Indianer besser hätte haben können, und trocknete, so gut es ging, meine durchweichten Kleider. Vor Müdigkeit schlief ich unversehens ein.

Der neue Tag brachte neue Fährlichkeiten. Stellenweise war die Straße hundert und aber hundert Meter weit in einen See verwandelt. Es blieb mir nichts anderes übrig, als jedesmal durchzuwaten. Oft kam ich dabei vom Fahrwege ab und mußte alles aufbieten, um nicht im Schlamme steckenzubleiben.

Unerwartet bog die Straße um einen Berg. Nicht weit von diesem Bogen stand ein Haus. Ich, in meinem hungerigen Zustande, stürzte gleich darauf zu. Aber einige große Hunde empfingen mich laut bellend und dämpften vorderhand meinen Eifer. Die Haustüre ging auf und fünf kräftige, untersetzte Männer traten auf mich zu. Ehe ich etwas denken oder sagen konnte, hatten sie mich hübsch vorsorglich in die Mitte genommen, so daß ein Ausreißen unmöglich war. In den Händen trugen die Kerle dicke Prügel, die reinsten Totschläger. Einer von den fünfen balancierte überdies ein Schießgestell in seinen ehrenwerten Fäusten. Mir schlug das Herz bis an die Gurgel, als ich diese dräuende Ausrüstung sah. Aber ich machte mein dümmstes und brävstes Gesicht und bat de- und wehmütig um ein Stücklein Brot. Sie hätten selber nichts zum Beißen und zum Zerreißen sagten die fünfe, aber ich sollte mich nicht genieren und ihnen Geld geben. Dabei sahen sie fortwährend auf meine Westenknöpfe, die schön glänzten und die ihnen besonders zu gefallen schienen. Wenigstens forderten sie mich auf, die Knöpfe abzuschneiden und ihnen zu verehren. Sie taten das mit Gebärden, die nicht leicht anders gedeutet werden konnten.

Ich merkte allgemach, daß die Geschichte unter Umständen schief ausgehen könne. Und als ein kluger Mittel-

europäer, der die Vorsicht der Tapferkeit besten Teil sein läßt, dachte ich an behenden Rückzug. Doch kaum machte ich einige Bewegungen, die als Rückwärtskonzentration gedeutet werden konnten, so erhoben die Kerle wie auf ein Kommando ihre Hundsprügel.

Mein Plan war bald gefaßt. Ich langte vorerst in die Hosentaschen, als ob ich mein Geld herausnehmen wolle. Dieses Vorhaben besänftigte die erhitzten Gemüter. Interessiert schauten sie mir zu. Unterdessen spannte ich in der Tasche die beiden Pistolen, die ich mir in Semlin angeschafft hatte, und eins, zwei, drei! hielt ich sie den Herren vor die erstaunten Augen. Der Erfolg war verblüffend. Sie spritzten auseinander wie Hennen, wenn der Habicht stößt, und rissen mit einer Schnelligkeit aus, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Selbst der Besitzer des Schieß- und Knallprügels machte keinen Versuch zur Verteidigung, schon aus dem triftigen Grunde nicht, weil seinem Rattentöter die Hauptsache, das Schloß fehlte. Auch ich war nicht faul und nahm den Weg so schnell unter die Füße, als es meine Körperbeschaffenheit nur irgendwie zuließ.

Den ganzen Tag über konnte ich den Schrecken nicht los werden, der mir in den Gliedern steckte. An Hunger und Durst dachte ich überhaupt nicht mehr; die waren für eine gute Weile verflogen. Abends übernachtete ich abermals im Freien. Doch wurde die Luft so kühl und feucht und mein Magen so gemein aufbegehrend, daß ich nur wenig schlafen konnte.

In der Frühe ging ich mit der Sonne weiter und traf auf eine Köhlerhütte. Hier bekam ich ein Stück Mamalike zum Essen, ein Gericht aus Maismehl, ähnlich der italienischen Polenta. Ich schlang den Dreck mit einer Gier, als ob's der bräunste Braten sei. Den ganzen Tag über kam ich nicht mehr aus dem Walde heraus. Ich war wiederum gezwungen, eine Platte zu reißen.

Am nächsten Tage kam ich zu einem stattlichen Hause, vor dem einige Lanzen hingen. Es war eine Militärstation. Ich klopfte an. Kosaken mit gewaltigen, verschmutzten Schnauzbärten kamen heraus; trotz des wilden Aussehens harmlose, lustige Gesellen. Ich brauchte nicht lange zu bitten und zu betteln. Sie verstanden die Falten in meinem Gesicht gleich und brachten mir ein großes Stück Brot und ein Tuch voller Äpfel und Birnen. Das nutzte ich aus, stopfte meinem Herrn Bauch eine tüchtige Portion zu und segelte mit neuen Lebensgeistern weiter. Gegen Abend fand ich in einem kleinen abgelegenen Dorfe warmes Obdach und reichliches, gutgeschmalzenes Essen. Es ist doch schön auf der Welt!

Am nächsten Tage endlich hatte ich das verfluchte Waldgebirge hinter mir und konnte wieder in der freien Ebene wandern. In den Nachmittagsstunden kam ich in eine größere Ortschaft. Anfänglich hatte ich die Siedlung gar nicht gesehen; denn sie lag schön hinter einem Walde von Walnußbäumen versteckt.

Rechts, am Eingang des Dorfes, paradierte das Wirtshaus. Ein geschlachtetes Schaf hing vor der Türe. Das war ein einladendes Schild, namentlich für meinen ausgebeutelten Magen. Noch bevor ich mir zu trinken bestellte (und das heißt doch schon allerderhand!), ließ ich mir für zwanzig Para Fleisch abschneiden und herrichten. Es wurde in aller Eile mit Butter und Zwiebeln geschmort und schmeckte fein. Fast besser noch als der Pikus rollte der Wein die Gurgel hinab. Dazu war die Wirtin jung, schön, freundlich und so entgegenkommend, daß ich fest an mich halten mußte, um nicht in Versuchung zu kommen, sie zu küssen. Ich fragte nach ihrem Manne. Sie sagte: „La Bukarest Kusak!“ Ich deutete mir diese Worte dahin, er lebe in Bukarest und sei dort Soldat. In diesen Wahn fiel ich noch tiefer

hinein, als die Frau in die Kammer ging und einen Tschako und einen Säbel herausbrachte.

Als es nachtete, wurde der Tisch ein zweites Mal gedeckt. Auch für mich war ein Teller mit aufgestellt, obwohl ich es gar nicht verlangt hatte. Alle erdenklichen Leckerbissen der walachischen Küche wurden aufgetragen: Klöße aus Mehl und gesottene Zwetschen, Fleisch, zugerichtet, wie man's nur haben wollte, dazu eine Unzahl anderer höchst schmackhafter Gerichte. Ich mußte essen, daß die Schwarte krachte. Hatte ich mit Ach und Krach einen Teller leer, so schob mir die Wirtin behende einen frischen hin.

Die Wirtin selber war auch nicht auf den Mund gefallen. Sie aß und trank, was in sie hineinging. Dabei rückte sie immer mehr in meine Nähe. Die Türe ging auf, ein zweiter Gast kam herein. Ohne langes Gefrage setzte er sich neben die Magd an den Tisch hin und griff lustig mit zu. Auch die Magd tat gar nicht schämig, sondern ließ sich von ihm hätscheln und tätscheln und hieß ihn sehr willkommen. Dabei suchte mir der Kerl begreiflich zu machen, wie herrlich sich das paare! Zwischenhinein kaute er mit vollen Backen wie ein Hamster. Er trank auch viel. Ein Glas nach dem andern wurde auf das Wohl der Frauen geleert, aber so, daß ich dabei nicht vergessen wurde.

Zufällig sah ich, als ich mich einmal unvermutet zur Seite wandte, wie der Fremde mit der Wirtin Zeichen und Blicke wechselte. Dadurch kam mir das ganze Gehabe und Getreibe auffällig und verdächtig vor, und ich paßte schärfer auf. Es dauerte nicht lange, da hatte ich heraußen, daß man mich mit Gewalt betrunken machen wollte. Aha, dachte ich, kommt ihr mir so, komm ich euch anders! Ließ auf einmal das Pokulieren sein und verlangte mein Nachtlager. Die Wirtin stand auch gleich auf und ließ mir auf der Bank, die längs der Wand

stand, ein Lager zurecht machen. Nicht weit davon warf sie eine andere Lage Decken hin. Das sollte ihr Bett sein. Da ich genügend Lunte gerochen hatte, zog ich mich nicht aus, sondern legte mich in den Kleidern nieder. Sogar die Schuhe behielt ich an den Füßen. Das Felleisen legte ich unter den Kopf und spannte zur größeren Sicherheit die beiden Pistolen. Das tat ich aber so deutlich, daß es die Wirtin sehen konnte.

Unterdessen hatte sich auch die Magd bettfertig gemacht. Als sie mit ihrem Gespons die Wirtsstube verließ, zeigte der mit dem Finger auf mich und die Wirtin und machte dabei eine Gebärde, die nur eine Bedeutung haben konnte. Als die beiden draußen waren, stand ich noch einmal auf und verriegelte umständlich die Türe. Dann schnurrte ich das Weibsbild, die Wirtin, an, sie solle sich ja nicht unterstehen, das Licht auszulöschen. Ich hatte mir fest vorgenommen, wach zu bleiben. Aber die Müdigkeit und der genossene Wein überwältigten mich. Ohne daß ich es wollte, schlief ich ein.

Ein schlurpendes Geräusch ließ mich aufwachen. Langsam machte ich die Augen auf; es war stockfinster. Die Wirtin hatte die Kerze trotz meines Verbotes ausgelöscht. Ich hörte, wie sie wieder auf ihr Lager zurückschlich. Vorderhand sagte ich nichts, sondern schwieg; ich fing sogar an, laut zu schnarchen, damit die Wirtin auf den Gedanken kommen sollte, ich schliefe fest. Es rührte sich nichts, alles blieb still.

Um Mitternacht tönte Pferdegetrappel aus der Ferne. Ich hielt den Atem an und lauschte. Das Getrappel kam näher und näher und hielt schließlich unmittelbar vor dem Fenster, unter dem ich schlief. Ich machte die Augen auf; aber trotz aller Bemühungen sah ich nichts; denn die Fensterscheiben waren dick mit Papier verklebt. Erst regte sich eine Weile kein Bein; dann wurde leise der Name der Wirtin gerufen. Laut-

los, wie eine Katze, erhob sie sich, zündete den Talgstumpen wieder an und ging hinaus. Ich hörte, wie das Hoftor geöffnet und das Pferd durch den Hausgang in den hinteren Hof geführt wurde. Danach kamen Wirtin und Reiter wieder in den Hausgang zurück und zischelten lange miteinander. Ich machte mich auf alles gefaßt und nahm zur Vorsicht die beiden Pistolen zur Hand. Als die Wirtin endlich allein ins Zimmer zurückkehrte, schnellte ich auf und griff rasch nach dem brennenden Lichte, das sie in der Hand hielt. Aber die Katz fand noch Zeit, einen lauten Warnungsschrei auszustoßen. Die Kerze fiel auf den Boden und verlosch.

Im Hause entstand eine Totenstille.

Draußen aber bellten von allen Seiten die Hunde. Sämtliche Köter der Ortschaft schienen losgelassen zu sein. Ich bekam es allmählich mit der Angst zu tun und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde mir das Messer zwischen die Rippen fahren. Als sich jedoch lange Zeit nichts verrührte, hing ich, was gibst, was hast, mein Bündel über, klemmte den Stock unter den linken Arm und schlich zur Türe. Als ich sie ertastet hatte, stieß ich schnell den Riegel zurück und rannte ins Freie.

Unweit der Beize lag ein Gottesacker. Ich hatte ihn bereits am Nachmittage bei meiner Ankunft gesehen. Dahin lief ich mit Aufbietung aller Kräfte und versteckte mich hinter den Grabhügeln. Von hier aus hatte ich einen freien Blick aufs Wirtshaus. Ich selber konnte nicht gesehen werden, weil ich im Schatten lag.

Ich brauchte nicht lange unnütze Ängste auszustehen. Schon nach wenigen Minuten sah ich, wie sieben bis acht verdächtige Gestalten nach der Schenke schlichen. Sie kamen bald wieder heraus und schauten sich nach allen Seiten um: der gesuchte Vogel war nicht mehr im Nest, der war ihnen vor der Zeit ausgeflogen. Auf einmal setzte in nächster Nähe ein fürchterliches Hundegebell ein.

Das hätte mich beinahe verraten. Ich tat das Vernünftigste, was ich in meiner Lage tun konnte, ich blieb wie tot liegen und rührte mich nicht; denn auf jede Bewegung von meiner Seite wären die Hunde nur noch lauter geworden. Schließlich schwiegen sie. Inzwischen wurden aber die Biester im unteren Teile des Dorfes wach und bellten, was ihnen nur zum Halse hinauswollte.

Das war mein Glück. Die Totschläger ließen sich durch das zweite Bellen irreführen, glaubten, ich sei auf der Straße nach Bukarest hin entflohen, und machten sich schleunigst an meine Verfolgung. Als mir die Kerle aus dem Antlitz waren, benutzte ich den günstigen Augenblick und überstieg die hintere Mauer des Gottesackers. Soweit ging auch alles gut. Aber als ich mich weiter vorwagte, geriet ich in nächste Nähe einiger Häuser, und der saumäßige Spektakel ging von neuem los. Die Biester bellten wie voll und wie toll und vertraten mir knurrend und brurrend den Weg. Eine kalte Hundeschnauze in nächster Nähe der Waden zu wissen, ist kein erhebendes Gefühl, zumal, wenn man dünne Hosen anhat. Darum wich ich Schritt für Schritt wieder zurück in meine alte Stellung.

Unterdessen war es so dunkel geworden, daß man kaum noch die eigene Hand vor Augen sah. So kam es, daß ich in der Finsternis irreging und dicht bei der Kirchhofmauer in ein tiefes Loch stürzte. Bei dem Geräusch, das mein Hinunterstürzen verursachte, bellten die Hundeviecher von neuem. Dadurch wurden die Herren, die es mit so lobenswerter Ausdauer auf mich abgesehen hatten, neuerdings aufmerksam gemacht und kehrten im Schnellschritt zurück. Ich sah die Briganten zwar nicht, hörte sie aber dichte an meinem unfreiwilligen Versteck vorbeischnaufen. Das Loch, in das ich gestürzt war, mochten sie wohl kennen; denn sie wichen ihm vorsichtig

aus. Ich hörte noch, wie sie an einem Haus in der Nähe, in dem ich kurz zuvor noch Licht hatte brennen sehen, anklopften und nach mir fragten. Aber dort wußte man nichts von mir, und so zerstreute sich die Bande endlich unter kräftigen Flüchen.

Ich blieb liegen, bis es tagte und der Sonnenschein in die Büsche schien. Als ich einen Wagen rasseln hörte, kroch ich aus dem Loche heraus und lief hinter den Gärten vorbei der Landstraße zu. Der Fuhrmann ließ mich ohne weiteres aufsitzen, und so entkam ich glücklich dem Räubernest.

Am 22. September erreichte ich das Städtchen Prachizii. Hier mußte ich auf das Paßamt. Als die vorgeschriebenen Formalitäten erledigt waren, verließ ich das ärmliche Kaff. Als ich eine Strecke weit gelaufen war, fuhr auf einem hübschen Wägelchen ein Bojare vorbei, ein Landedelmann, und lud mich ein, bei ihm aufzusitzen. In raschem Tempo trabten die kleinen, kräftigen Pferde dahin. Bald hatten wir einen Kaufmann aus Siebenbürgen eingeholt, der einen neuen Wiener Wagen nach Bukarest brachte.

Der Kaufmann verriet großes Interesse, als er erfuhr, daß ich ein deutscher Wagner sei. Er fragte mich, ob ich auch feinere Arbeiten machen könne. Ich nickte. „Wenn das der Fall ist," sagte er weiter, „so kann ich Ihnen in Bukarest einen guten Verdienst beschaffen. Mein Vetter betreibt dort eine Wagenfabrik. Wenn Sie wollen, können Sie dort eintreten." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, bedankte mich bei dem freundlichen Bojaren und nahm auf dem Wagen des Kaufmannes Platz.

Am nächsten Mittag trafen wir in Bukarest ein. Gleich nach dem Essen führte mich der Kaufmann in die Wagenfabrik seines Vetters. Schon nach einigen Minuten flüchtigen Schauens konnte ich feststellen, daß

die ganze Einrichtung der Werkstatt höchst unpraktisch war. Ich machte aus meinem Herzen keine Mördergrube und sagte meine Meinung dem Fabrikanten frei heraus. Zwar sah er mich daraufhin groß an, was etwa heißen mochte, ich sei schäpp; doch ließ er sich willig dieses und jenes erklären und nickte beistimmend zu meinen Verbesserungsvorschlägen. Als alles besichtigt war, ließ er mir ein sauberes Zimmer herrichten und stellte mir frei, in der Werkstatt zu schalten und zu walten, wie es mir recht scheine. Auch setzte er es ganz in mein Belieben, ob ich für Wochenlohn oder für Stücklohn arbeiten wolle. Ich wählte das letztere. Außerdem verlangte ich für die Zeit, in der ich die Neueinrichtung durchführte, eine besondere Zulage.

Es gefiel mir hier. Die Behandlung war anständig, die Kost reichlich, der Lohn gut. In nicht ganz einem halben Jahre ersparte ich mir an die fünfhundert Speziestaler. Ich kannte auch manchen anderen Gesellen, der die fetten Batzen ebenfalls auf der Seite hatte. Freilich gab's auch Burschen, die trotz der guten Zeiten nichts auf die Seite legten. Ja, bei etlichen war es schon so weit gekommen, daß sie alle zusammen nur noch einen einzigen guten Rock besaßen. Wollten sie nun irgendwo ein Gelage halten, so ging zuerst einer mit dem Rock über die Straße. In Hemdsärmeln zu gehen, galt nicht für fein. In der Wirtschaft zog er dann den Rock aus und schickte ihn durch den Lehrjungen dem zweiten Gesellen, dieser dem dritten und so fort, bis die ganze saubere Schluckzunft beieinander in der Beize saß.

Trotzdem mir meine Stellung alle Annehmlichkeiten bot, die ich mir nur wünschen konnte, fühlte ich mich doch auf die Dauer nicht befriedigt. Das Leben in der schmutzigen, unreinlichen Stadt wollte mir auf die Länge nicht behagen. Zwar war zum Glück die Pest gerade erloschen. Doch erinnerten die Sonnedosschreier, die

jeden Morgen an die Türen der Häuser klopften und nach dem Gesundheitszustand der Bewohner fragten, daran, daß die schreckliche Seuche zu den gewöhnlichen Plagen der Stadt gehöre.

Überhaupt die Ansteckungskrankheiten! Daß diese hier niemals ein Ende nehmen, ist erklärlich, wenn man an die Unmasse Schmutz und Dreck denkt, die innerhalb und außerhalb der Wohnungen gleichsam aufgeschichtet ist. Verreckte Tiere faulen auf offener Straße. Es fällt keinem Menschen ein, auch nur einen Finger zu rühren und den stinkenden Kadaver beiseite zu schaffen. An Stelle des Pflasters sind Holzbalken über die Straßen gelegt. Da kann man denn von dem einen zum anderen springen und braucht nicht gänzlich in den Drecklachen zu versaufen, die oft schuhtief sind. Denn in die Gruben, die zwischen den Balken klaffen, entleeren die Anwohner Morgen für Morgen ihre Nachttöpfe! Und dennoch rühmte man gerade während meines Aufenthaltes die große „Reinlichkeit", deren sich die Stadt zurzeit erfreue. Freilich ist diese „Reinlichkeit" von den Russen aufgezwungen. Diese sind seit dem siegreich verlaufenen Kriege mit der Türkei in der Walachei und in der Moldau zu großem Ansehen gekommen.

Auch die Ausübung der Justiz steht unter russischer Hoheit, besser gesagt, unter russischer Fuchtel. Man liefert hier die Straßenräuber gleich bandenweise ein. Jeden Freitag werden sie dann hinter der Hauptwache öffentlich gezüchtigt. Zahlreiche Neugierige umstehen jedesmal den Richtplatz. Jedem Verbrecher werden seine Vergehen noch einmal vorgelesen. Dann streift man ihm das Hemd herunter. Ein Büttel greift zum Stock und zählt ihm hübsch taktmäßig die Rutenstreiche auf den Rücken. Nicht selten spritzt das Blut weit umher und färbt den ganzen Boden rot. Die Geschlagenen schreien fürchterlich. Das stört den Büttel nicht. Als ob nichts

wäre," fährt er in seiner Beschäftigung fort. Ist eine Rute unbrauchbar geworden, so läßt er sich von seinem Gesellen, der dabeisteht, eine neue reichen. Dabei hört er aber mit den Schlägen nicht einen Augenblick auf. Erst wenn der Richter das Wort: Genug! ruft, läßt er den Arm sinken. Dem also Gezüchtigten wird dann der Rücken mit einer scharfen, ätzenden Flüssigkeit eingerieben. Auch diese Prozedur ist gewöhnlich von herzzerreißendem Geschrei begleitet.

Diese furchtbare Prügelstrafe wird an einem Tage oft an zehn bis zwölf Menschen vollzogen. Ich sah einst, wie ein alter Räuberhauptmann, der wohl schon mehrere solcher Freitage hinter sich haben mochte, volle zweihundertundfünfzig Hiebe in Empfang nahm, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Als er seine Tracht weghatte, bedankte er sich bei dem Richter und ging davon, als sei ihm nichts geschehen.

Als das neue Frühjahr einzog, hatte ich genug an Bukarest. Zum großen Leidwesen meines Krauters nahm ich Abschied und wanderte in den Nachmittagsstunden des 9. April fort.

Von Bukarest nach Birlad

Die Straße zog sich durch weite Strecken unbebauten Landes. Zahlreiche Flüßchen waren zu überqueren. Bei den Fähren standen jedesmal Weinhütten. Der Wein war billig und gut, und diese beiden Umstände hielten einen in der Regel länger auf, als unbedingt nötig und gut war. Unterwegs stieß ich auf Zigeunerfamilien, die ihre Karren an den Weg gestellt hatten. Sie rasteten. Die Kinder waren sehr zudringlich. Auch die Weiber drängten sich in Haufen um mich und wollten mir aus den Handlinien mein Schicksal weissagen. Fast alle trugen auf dem Rücken in einem Tuche nackte Säuglinge, denen sie die langen, gelben Brüste über die Achseln hinüberreichten. Um die Leute loszuwerden, gab ich ihnen einige Kupferstücke. Aber jetzt belästigten mich die halbwüchsigen Kinder mit Bettelgeschrei. Viertelstundenweit trotteten sie mir nach und wollten mir nicht von den Fersen weichen.

Nach einem viertägigen, ziemlich beschwerlichen Marsch kam ich in Fokschani an. Als ich hier bei den Meistern meines Handwerks um Arbeit vorsprach, führte mich der Zufall zu einem deutschen Wagner, der schon jahrelang im Orte war und mit einer Einheimischen zusammenlebte. Er hieß mich gleich als Landsmann willkommen, ließ Essen und Trinken auffahren, was der Tisch hielt, und bot mir auch Nachtquartier an. Das Glas machte in einemfort die Runde. Immer und immer wieder wurde es frisch nachgefüllt. Bald tönte auch ein Rundgesang. Als mich endlich die Müdigkeit übernahm und ich schlafen wollte, kratzte sich der neue Freund hinter

den Ohren und sagte verlegen, er besitze alles in allem nur ein einziges Bett. Doch ich solle mich nicht genieren, mit hineinzuliegen, er und seine Frau würden mich nicht beißen. Ich konnte mich mit diesem Gedanken nicht recht befreunden, sondern schlug vor, für mich auf der Bank oder am Ofen eine Liegestatt einzurichten. Er sagte, nein, das könne er nicht zugeben; die Bank sei viel zu schmal. Was denn, wenn ich in der Nacht herunterfiele und das Genick bräche? Dann trüge er die Verantwortung. Hopp, hinein ins Bett! Es ist so breit, daß selbst vier Personen bequem darin schlafen können! Seine junge Gefährtin ergriff ebenfalls das Wort und verstärkte seine Beweisführung durch mancherlei Gründe. So mußte ich zu guter Letzt das Anerbieten annehmen und mit in die Daunen kriechen.

Aber erst jetzt wurde die Sache interessant. Er und sie stritten sich, welchen Platz ich im Bette einnehmen solle. Scherzhafterweise sagte ich, ich wolle in die Mitte. Aber das behagte dem Wagner nicht. Er meinte, dieser Platz gehöre von Rechts wegen ihm. Schließlich bestimmte er, seine Frau solle entscheiden. Diese (sie war erst achtzehn Jahre alt) sagte lachend: „Wenn es dir recht ist, so will ich die Scheidewand sein zwischen dir und deinem Landsmanne.“ Als ich mich aber auch diesem Vorschlage nicht anschließen wollte, wurden beide unwillig. Beiden war der viele Wein in die Krone gestiegen. Um keine Händel anzustiften, gab ich nach.

Als ich in der Frühe erwachte, war ich allein. Gleichsam verloren und verlassen lag ich in dem weiten, unendlichen Bette. Die Wirtin hantierte in der Küche. Als ich aufgestanden war und mich ordentlich gewaschen hatte, trug sie zum Abschied noch ein gutes Essen auf. Sie war aber durchaus nicht mehr so freundlich wie am Abend zuvor, sondern machte mir einen Muschkopf hin. Mit den besten Wünschen nahm ich Abschied.

Diesen Tag kam ich bis nach Tekutsch. Als ich von dort aus weitermarschierte, kehrte ich zur Mittagszeit in einer Schenke ein. Ich hatte vor, ein bis zwei Stunden zu rasten und etwas zu essen. Als ich zur Türe hineintrat — vielmehr zu dem Loch, an dessen Stelle bei anderen Häusern gemeiniglich die Türe zu sein pflegt —, schlug mir ein ekelhafter, widriger Geruch ins Gesicht. Wildes Geschrei erhob sich zu meiner Begrüßung. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, die in dem Raume herrschte. Da sah ich ein abstoßendes Bild. Um ein totes Pferd herum saßen Leute, die sich ein Stück Fleisch nach dem andern von dem Kadaver herunterschnitten und daran vergnüglich schmatzten. Ich machte, daß ich davonkam.

Tags darauf erreichte ich die schöne Ebene, in der die Stadt Birlad liegt. Ich suchte zuvörderst den Konsul auf. Dieser Herr hieß Andriko Mamaki. Er war ein Grieche von Geburt und betrieb in Birlad eine größere Wagenfabrik, die, wie ich später feststellen konnte, sehr gute Geschäfte machte. Mamaki trug mir an, in die Fabrik einzutreten. Ich schaute mir erst eingehend den Betrieb an. Es war aber alles verludert und unpraktisch eingerichtet. Auch die Werkzeuge taugten nichts; deshalb zögerte ich mit der Zusage. Erst als mir ein sehr hoher Lohn geboten wurde, nahm ich an.

Es kam bald soweit, daß ich selbständig die Arbeiten eines Werkmeisters ausführte und freie Hand hatte, soviel ich wollte. Das gefiel mir und ich arbeitete jeden Tag mit größerem Eifer. Aus Bukarest konnte ich mir sogar neue Werkzeuge und besser geschulte Arbeitskräfte heranholen. Das war zwar mit hohen Kosten verbunden; es machte sich jedoch auf die Dauer bezahlt. Es wurden immer bessere und schönere Wagen geliefert; infolgedessen flossen auch die Aufträge reichlicher.

Da machte der Zufall einen großen Strich durch die

Rechnung; in Birlad wurde die Cholera eingeschleppt. Diese rätselhafte Krankheit, die aus dem Inneren Asiens nach Europa durchbrach und ihren Weg mit zahllosen Leichen bezeichnete, forderte auch hier ihre Opfer. Täglich wurden es mehr.

Wer's einigermaßen machen konnte, verließ fluchtartig die Stadt. Die Adligen und die wohlhabenden Kaufleute zogen sich auf ihre Landgüter zurück. Auch Mamaki traute sich nicht mehr zu uns nach der Fabrik hinaus, so groß war seine Furcht vor einer Ansteckung. Er hatte gut daran getan, der Stadt den Rücken zu kehren; denn die Seuche wütete unheimlich. Auf offener Straße fielen die Leute tot nieder. Die Leichen wurden in großen Wagen vor die Stadt gefahren und vor den Toren verscharrt. Bald kam man nicht mehr mit Einzelgräbern aus; es mußten Massengräber aufgeworfen werden. Sobald eines gefüllt war, wurden die Leichen mit Ätzkalk überschüttet und dann notdürftig mit Erdschollen zugedeckt.

Da die Fabrik ziemlich weit von der eigentlichen Stadt ablag, blieben wir glücklicherweise von der Seuche verschont. Im Betriebe selbst veränderte sich nicht viel. Nur daß die Arbeiten lässiger ausgeführt wurden als vordem, weil keine Neubestellungen mehr einliefen.

Mit der Zeit verminderten sich die Sterbefälle und die Flüchtlinge kehrten wieder in die Stadt zurück. Der Grieche war einer der letzten, die angekrochen kamen. Erst nach viereinhalb Monaten erschien er zum ersten Male wieder auf der Bildfläche. Als er in der Fabrik alles inspiziert und auch die geleistete Arbeit begutachtet hatte, gab er mir einen lauten Schwall schmeichelhafter Worte und sagte, er sei mit mir vollständig zufrieden. Doch so viel hatte ich während meines Hierseins schon gelernt, daß auf die Redensarten und Komplimente eines Morgenländers nicht viel zu geben ist.

Nach einigen Tagen präsentierte ich die Rechnungen; denn ich hatte während der Abwesenheit des Fabrikherrn nicht nur die Arbeiter aus meiner Tasche bezahlt, sondern auch alle übrigen Ausgaben bestritten. Als Dolmetscher nahm ich einen ungarischen Schmied mit, einen Menschen, den ich bis dahin für meinen treuesten Freund gehalten hatte. Das war er aber nicht. Denn kaum sah er, daß mir Mamaki nicht nur fünfzig Dukaten bar in die Hand bezahlte, sondern sogar noch zehn schuldig blieb, so sagte er zu dem Griechen: „Warum geben Sie dem Sachsen außer seinem gewöhnlichen Arbeitslohn auch noch zwei Dukaten pro Woche? Glauben Sie mir, er wird auch ohne diese gerne bei Ihnen bleiben. Und wenn er nicht will, so werde ich gegen eine kleine Vergütung gerne die Aufsicht über die Schlosser und Schmiede übernehmen. Einer Ihrer Angestellten kann ja dann zuweilen in die Fabrik kommen und die übrigen Arbeiter kontrollieren.“ Trotzdem der Ungar dies alles in walachischer Sprache vorbrachte, verstand ich den Kern davon. Ich wußte nun, wie ich mich zu halten hatte; verkaufen konnte mich keiner mehr.

Der Vorschlag behagte dem Griechen; vor allem darum, weil er sich einbildete, dabei eine erkleckliche Summe sparen zu können. Einige Tage später wiederholte er mir denselben und tat ganz so, als ob er auf seinem Acker gewachsen wäre. Ich ließ mich mit dem Menschen in keine langen Erörterungen ein, verzichtete auf sein weiteres Arbeitsangebot und forderte auf der Stelle meine restlichen zehn Dukaten und den Lohn.

Der Grieche war verblüfft. Er zahlte mir die Summe erst nach langem Widerstreben aus. Ich schnürte daraufhin endgültig mein Bündel.

Nach Konstantinopel

Am 16. September fuhr ich zweispännig weg. Ich konnte mir das Fuhrwerk schon leisten, wenigstens ein gutes Stück Weges weit, denn ich war reichlich mit Sparbatzen versehen. Gegen Mittag hieß ich den Kutscher halten und kehrte in einem einzelstehenden Gasthause ein. Nach dem Essen führte mich ein höchst natürliches Bedürfnis dem nahen Walde zu. Um allen unberufenen Blicken entzogen zu sein, stellte ich mich hinter einen dichten Busch. Bei dem Geschäft, das sich nun abwickelte, war ich genötigt, die beiden Pistolen, die ich in den Hosentaschen trug, herauszunehmen. Ohne an etwas Böses zu denken, legte ich sie neben mich auf den Boden hin. So saß ich nun in mancherlei Betrachtungen vertieft, da langte plötzlich aus dem Busche, hinter dem ich kauerte, eine Hand hervor und griff nach einer der Pistolen. Noch bevor ich mich von meiner ersten Überraschung erholt hatte, da krachte es schon, und die Kugel sauste mir dichte am Bein hin und nahm ein gutes Stück meines Kosakenhöschens mit sich. Ich griff schnell nach der anderen Pistole und zielte damit nach dem Eindringling. Da wandte sich dessen Keckheit in Angst und Bange. Er jammerte und machte mir durch Zeichen verständlich, er hätte die Pistole nur aus Neugierde in die Hand genommen, ohne zu wissen, daß sie geladen sei. Als der Schuß losging, habe ihn das mehr erschreckt als mich. Zum Beweis, daß er nichts Böses gegen mich geplant habe, knöpfte er sich seine Kleider auf und beteuerte, nicht einmal ein Messer habe er bei sich. Mochte sich die Sache verhalten, wie sie wollte, ich forschelte nicht weiter nach, sondern gab der Jammergestalt einen herzhaften Tritt. Das nahm der Kerl als Zeichen zum

schleunigsten Reißaus. Ich knöpfte dann meine Hosenträger an, ging zum Gasthof zurück und ließ anspannen. Am nächsten Tage kamen wir nach Galatz. Hier lohnte ich den Kutscher ab und schickte den Wagen zurück.

In Galatz machte ich dummerweise die Bekanntschaft eines geriebenen Wagnergesellen, eines Deutschen, der mich zu dem Vorhaben überredete, in Gemeinschaft mit ihm eine Wagenfabrik anzufangen. Aber der schöne Plan wurde infolge ungünstiger Umstände zu Wasser und ich büßte dabei eine nette Summe Geldes ein. Deshalb schüttelte ich so schnell als möglich den Galatzer Staub von den Füßen und mietete mir einen Platz auf einem Schiff, das Konstantinopel als Reiseziel hatte. Es war ein schöner zweimastiger Segler, den ein neapolitanischer Kapitän Namens Lauro befehligte.

Am fünften Tage unserer Donaufahrt hörte ich in der Ferne ein dumpfes, wundersames Brausen. Ich spürte in allen Gliedern: das kann nur das Meer sein! Gierig lehnte ich mich über Bord und schaute nach Osten aus. Aber es dauerte noch stundenlang, ehe sich das ersehnte Ziel zeigte. Endlich schrien die Matrosen vom Mastkorbe herunter: Il mare! il mare! Das Meer! das Meer! Und richtig, nach einer Weile sah auch ich die glänzenden Wogen, die sich weit hinten am Horizonte zu einer unübersehbaren, schiefen Mauer türmten.

Unweit der Donaumündung lagen zahlreiche Schiffe vor Anker. Zum Teil warteten sie auf günstigen Wind zur Ausfahrt, zum Teil löschten sie einen Teil ihrer Ladung. Die Donau ist hier an ihrer Mündung stark versandet. Daher können nur Schiffe mit sehr geringem Tiefgang auspassieren. Auch wir mußten einen Teil unserer Waren ausladen und wurden durch dieses Geschäft mehrere Tage aufgehalten. Am 29. November endlich fuhr das Schiff in das Schwarze Meer ein.

Bei günstigem Wetter hätten wir bereits fünf Tage

später in Konstantinopel sein können. Doch am zweiten Tage erhoben sich solche Stürme, daß der Kapitän von der Küste ab und ins offene Meer hinaussteuern mußte, um nicht auf den Strand gesetzt zu werden. Aus diesem Grunde kam das Schiff weit von seinem eigentlichen Kurse ab. Erst am 24. Dezember fuhren wir in den Bosporus ein.

Prachtvolle Paläste und Lusthäuser prangten an beiden Gestaden. Aus der Ferne leuchteten ab und zu die zahlreichen Kuppeln und Minaretts von Konstantinopel. Die Höhen, die sich in seltsamen Krümmungen den Ufern entlang zogen, waren mit starken Mauertürmen und zahlreichen festen Schlössern besetzt. Aus den Schießscharten der Befestigungswerke drohten die Schlünde unzähliger Kanonen. Der Bosporus selbst, die schmale Wasserstraße zwischen Europa und Asien, war von vielen Fahrzeugen belebt. Manche davon zeigten recht verwegene, abenteuerliche Formen. Die Segel brannten in allen nur möglichen Farben.

Des unstäten Windes wegen mußten die Schiffmannschaften in einem fort neue Segel aufsetzen. Daher dauerte es mehrere Stunden, bis wir in den Hafen einlaufen konnten. Der Hafen selber war sehr schön; er hatte nur den einen Mißstand, daß er einem schon von weitem — entgegenstank. Eine Zollbarke kam und hielt uns an. Der Kapitän mußte über das Woher und Wohin Auskunft geben. Erst daraufhin wurde die Erlaubnis zum Landen erteilt. Die Ankerketten rasselten; donnernd grüßten die Kanonen. Ein wüstes Geschrei, der Atem und die Ausdünstung von Tausenden von Menschen, ein Gemisch von Sprachen aller Völker und aller Zonen drang uns entgegen. Rasch sprang ich in die erste beste Kuaique, die heranruderte und ließ mich an Land bringen.

Da lag nun in einer unendlichen Häusermasse, einem prachtvollen, ausgedehnten Amphitheater gleich, „der Stolz der Welt“ vor mir. Zunächst betrat ich die Vor-

stadt Galata. Sie zieht sich am Hafenkai hin und ist von den übrigen Stadtteilen durch Mauern abgeschlossen. Meistens wohnen die Franken, die europäischen Kaufleute hier. Die Straßen verdienen eigentlich diesen Namen nicht. Ich lüge nicht, sie waren holpriger als bei uns daheim der ungepflegteste Feldweg. Sie waren schon an und für sich eng. Dazu kam noch, daß sich auf beiden Seiten erhöhte Fußsteige befanden. Dadurch wurde die Fahrbahn so eingeengt, daß sich nirgendwo zwei Wagen ausweichen konnten. Es hatte auch den Anschein, als ob die Straßen nie gereinigt würden. Wenigstens sah ich allenthalben große stinkende Drecklöcher, so daß ich mir beinahe einbildete, wieder das „schöne" Bukarest vor mir zu haben.

Zwar prangte Gewölbe an Gewölbe, Laden an Laden, Verkaufsstelle an Verkaufsstelle, jedes Magazin vollgepfropft mit den herrlichsten Waren. Aber man konnte sich nirgendwo ungestört an den Auslagen freuen. Man hatte genug Arbeit damit, sich Schritt für Schritt eine Stelle auszusuchen, wo man nicht gleich bis über die Knöchel in den Gassenschmutz versank. Etliche Straßen machten einen besseren Eindruck. Sie waren wenigstens trocken. Hier wogte eine große Menschenmenge auf und ab, drängte sich und stieß sich, aber das alles in einem so phlegmatischen Schweigen, daß es mir bange wurde; denn mein Ohr hatte noch immer das Gelärme deutscher Jahrmärkte in Erinnerung. Dieses beängstigende Gefühl der Leere steigerte sich in den weniger betriebsamen Teilen der Stadt noch mehr. Hier schienen die verschlossenen Häuser und die engen, verwinkelten Gassen wie ausgestorben. Nur hie und da huschten verschleierte Frauengestalten an einem vorbei. In ihrer Vermummung machten sie den Eindruck von Gespenstern.

Ich wandte mich nach einer anderen Gegend und kam in das Marktviertel. Da lagen tote Fische zu mäch-

tigen Haufen geschichtet und wurden zum Verkaufe ausgeboten. Es waren die sogenannten Scombri. Sie verpesteten mit ihrem fauligen Geruch weithin die Luft; und die war doch schon ohnehin mehr als genügend mit Gestank geschwängert. Meine Neugierde führte mich auch zu den Fleischbänken. Doch war der Anblick erfreulicher als der Geruch, der davon ausging. Reihenweise hingen geschlachtete Schafe zur Schau und Augenweide. Die Tiere waren so feist, daß das Fett nahezu zwei Finger dick über den Rippen stand. Der Schweif allein wog dem Aussehen nach mindestens seine zehn bis zwölf Pfund. Es fiel mir auf, daß allen geschlachteten Tieren der Kopf fehlte. Ich erfuhr, daß man dem Schlachtvieh mittels eines kurzen Säbels den Kopf abschlägt. Das geschieht mit einem einzigen wuchtigen Hiebe.

Als es nachtete, machte ich mich daran, einen Gasthof zu finden. Nachdem ich lange genug vergeblich umhergestiefelt war, traf ich einen polnischen Juden, dem ich meine Nöte klagte. Der führte mich in ein altes, wackliges Haus, das er in seiner ausschweifenden Phantasie mit dem Ehrennamen Wirtshaus belegte. Ich aß eine Kleinigkeit und verlangte dann nach einem Bett. Als solches wurde mir ein Bündel Streu hingeworfen. Ich breitete es aus. Da ich sehr müde war, schlief ich trotz der vielen Wanzen und Ratten, die auf mir und neben mir ihr Wesen trieben, gut bis in den hellen Tag.

Als ich mich gewaschen und ordentlich sauber gemacht hatte, ging ich aus. Von Pera aus führt eine lange, abschüssige und dunkle Straße nach der Vorstadt Tophana hinab. Das Stadtbild bietet hier mancherlei Abwechslung. Besonders ergötzten mich die zahlreichen großen Taubenschwärme, die sich ihr Futter von den Getreideschiffen holten, die im Hafen lagen. Lange schaute ich den Lastträgern zu, die die Schiffe ein- und ausladen. Ihre Leistungen rissen mich zum Staunen

hin. Diese Leute sehen nicht besonders kräftig aus. Sie besitzen aber eine solche Muskelkraft, daß einer allein nahezu dreihundert Pfund zu schleppen vermag, selbst wenn es hügelauf geht. Sind größere Lasten zu bewältigen, so tun sich mehrere der Packträger zusammen und tragen die Last auf einer festen Stange. Dabei singen sie in einer sehr einfachen Melodie das ebenso einfache Liedchen: Hiamo! Hiamo! Wer diese Töne hört, weicht in den engen Gassen schleunigst aus und sieht sich vor; denn es ist keine Lust, von den kräftigen Kerlen unsanft in die Seite gepufft oder gar an die Wand gedrückt zu werden.

Als ich vom Ausgang zurückgekehrt war, fragte ich meinen Wirt, ob er nicht wüßte, wie und wo ich Arbeit bekommen könne; denn ich sei nicht gesonnen, hier arbeitslos herumzuliegen. Der Wirt sagte, Arbeit für einen Wagner ließe sich leicht finden, ich brauche nur in das Arsenal von Tophana zu gehen.

Ich mietete mir einen Dragoman, einen Dolmetscher, und ließ durch diesen beim Wesir um passende Beschäftigung nachsuchen. Ich erbot mich, alle vorkommenden Wagnerarbeiten nach europäischer Weise zu fertigen. Außerdem machte ich mich anheischig, zuerst eine Probearbeit abzuliefern. Wie der Jude vorausgesagt hatte, wies mich der Wesir ins Arsenal. Als Probestück sollte ich ein schweres, hölzernes Lafettenrad fertigen.

Im Arsenal legte ich das Holz bei, das mir verabreicht wurde, und schaute eine Weile den Arbeitern zu, die in den Werkstätten beschäftigt waren. Die meisten saßen mit untergeschlagenen Beinen auf der ebenen Erde und hielten mit den Oberschenkeln das Stück Holz fest, das sie gerade bearbeiteten. So schnitzten sie mühselig eine Radspeiche nach der andern zurecht. Kein Wunder, daß sie auf diese Art allein zu der rohen Arbeit zehnmal mehr Zeit brauchten, als es bei der deutschen

Arbeitsweise nötig ist. Um ein einfaches Rad zu fertigen, brauchte ein türkischer Arbeiter zwölf bis vierzehn Tage.

Ich richtete mir zuerst eine Art Hobelbank auf und fing dann in der Frühe des anderen Tages mit der Arbeit an. Die Türken schauten mit verwunderten Augen zu, wie leicht und behende mir alles von Händen ging. Selbst der Wesir kam in höchsteigener Person und beobachtete schweigend meine Hantierungen. Am andern Mittag war das schwere Rad vollständig fertig und ausgeputzt. Da kam der Wesir wieder, bezeugte sein Wohlgefallen an meinem Probestück und verglich es lang und sorgfältig mit der türkischen Vorlage. Dann ließ er durch seinen Dolmetscher fragen, ob ich junge Leute in meinem Handwerke unterrichten wolle und welchen Lohn ich dafür beanspruche. Ich forderte für jeden Monat fünfzig Speziestaler. Das schien dem Türken zuviel — mißmutig schüttelte er den breiten Schädel. Er überlegte eine Weile und ließ mir dann für jeden Tag einen Taler bieten; außerdem sollte ich freie Wohnung haben. Ich ging aber auf dieses zweite Angebot nicht ein. Daraufhin entfernte sich der Wesir hastig und mürrisch.

Während der nächsten Tage wußte ich nichts Besseres zu tun, als in der inneren Stadt umherzustreifen. Bei einem solchen Streifzuge führte mich der Zufall auf den Sklavenmarkt, der in einem weiten, geräumigen Hofe abgehalten wurde. In der Mehrzahl wurden Negerinnen ausgeboten. Beinahe nackt, nur notdürftig mit bunten Zeuglappen bedeckt, kauerten sie auf den Steinfließen und erwarteten, stumpf vor sich hinstierend, ihr Schicksal. Andere wieder waren gut gekleidet. Stolz standen sie da, bis an die Augen hinauf verschleiert. Es waren junge Weiber, die bereits ihre Käufer gefunden hatten. Manche der Sklavinnen zeigten trotz der schwarzen Hautfarbe recht einnehmende Gesichtszüge, so daß man schon Lust zum Kaufe bekommen konnte.

Weiße Sklavinnen waren keine zu sehen. Es sind meistens Georgerinnen, Mädchen aus dem Kaukasus. Sie werden in besonderen Gebäuden ausgestellt und sind den Europäern, die ja keine Sklaven kaufen dürfen, in der Regel unzugänglich.

Die Käufer gehen unter den Sklavinnen umher wie der Metzger unterm Schlachtvieh. Sie betrachten und betasten die einzelnen von Kopf bis zu Füßen, öffnen ihnen den Mund, um die Zähne zu sehen, wie es ja wohl auch beim Pferdehandel gebräuchlich ist, und machen dann ihr Angebot. Bei diesem Tun und Treiben ist ihnen aber die Anwesenheit von Europäern äußerst lästig. Sie betrachten diese mit großem Mißtrauen und weisen sie nicht selten mit drohenden Worten vom Platze. Auch ich wurde die ganze Zeit über von argwöhnischen, haßerfüllten Augen angesehen und machte bald, daß ich davonkam.

Da ich nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, hier in Konstantinopel eine lohnende Beschäftigung zu finden, beschloß ich die Weiterreise. Ich ging auf die österreichische Gesandtschaft und ließ mein Wanderbuch in Ordnung bringen. Als ich dem Sekretär meine Absicht äußerte, über Adrianopel und Philippopel nach Belgrad zu reisen, sagte er: „So lassen Sie sich doch einen Firman ausstellen. Das ist ein Generalpaß, der im ganzen osmanischen Reiche Geltung hat und von allen Beamten respektiert werden muß. Wer einen Firman besitzt, steht unter dem direkten Schutz des Sultans und kann überall, in jedem Dorf und in jeder Stadt, Anspruch auf ein anständiges Unterkommen machen.“ Auf diese Rede hin bedachte ich mich nicht lange, sondern ließ mir einen Firman ausstellen. Doch mußte ich noch einige Tage warten, bis er bewilligt und unterschrieben war.

Wanderung nach Adrianopel

Inzwischen hatte ich einen Reisegefährten gefunden, einen Schuhmacher aus Hanau, der richtige Pechknipper und Schlurpenklopfer. Mit diesem tippelte ich am 9. Januar 1832 von Konstantinopel weg. Die Gegend, durch die wir kamen, war wüst und ungepflegt; erst späterhin kamen uns kärgliche Spuren von Feldbau zu Gesicht. Stellenweise waren Wege und Felder so hoch mit Stacheldisteln bewachsen, daß wir zu bärzen und zu schwitzen hatten, um mit heilen Füßen durchzukommen. Im Städtchen Kutschuk-Tschekmedsche am Marmarameer übernachteten wir.

Von hier aus zieht sich die Straße drei Tagereisen weit ganz in der Nähe des Strandes hin. Das Meer hatte viele Muscheln und Seeschnecken an die Ufer geschwemmt. Wir vergnügten uns lange damit, diese seltsamen Tiere zu sammeln und zu betrachten. Damit verbummelten wir die schönsten Stunden. Erst am Nachmittage, als die Sonne schon ziemlich tief stand, fiel uns ein, daß wir noch einen weiten Weg zu bewältigen hätten, ehe wir unter Dach und Fach kämen. Die Straße wurde mit jedem Schritte erbärmlicher und wegloser. Wohin der Fuß trat, er traf auf alles, auf spitzige Steine, auf tiefen Sand, auf nassen Lehm, in klatschende Dreckpfützen, auf alles sage ich, traf er, nur auf keine Straße. Selbst als die Nacht hereinbrach, hatten wir das Dorf, in dem wir Unterkommen finden sollten, noch nicht erreicht. Wir mußten froh sein, endlich in einer kleinen, verlotterten Schenke unterkriechen zu können. Hier konnten wir wenigstens auf Holzbänken schlafen und

brauchten nicht auf den schmierigen, winterfeuchten Boden zu liegen. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir Bujuk-Tschekmedsche. Wir gingen die Straßen auf und nieder und fragten nach einer Herberge. Ein Grieche stand vor der Haustüre, geschwätzig wie eine Elster. Gleich fragte er uns: „Seid ihr Christen?“ Als wir ja nickten, sagte er: „Dann könnt ihr beiden bei mir übernachten, wenn ihr wollt. Es ist hier alles fein und vornehm eingerichtet.“ Wir ließen uns nicht lange bitten und traten ins Haus hinein. Auf den Tischen und Schäften des ersten Zimmers standen viele Flaschen und Gläser, auch große, weitbauchige Krüge. Wir sahen, daß der Grieche einen Weinhandel betrieb. Wir bestellten gegen Geld Nachtessen und ein Nachtlager. Aber beides schien vorderhand ein frommer Wunsch zu bleiben. Nach einer langen Pause führte uns der Grieche durch einen Wirrwarr von Winkeln und Gängen seiner Wohnung in einen übelriechenden Viehstall. Wir hatten schon Furcht, da in dieser Pestilenzhöhle unterkriechen zu müssen; doch der Wirt kletterte mit uns eine baufällige Stiege hinauf und öffnete eine schwarzgeräucherte, fensterlose Kammer. Wortlos schoben wir hinein. Der saubere Gastgeber verschwand. Wir waren so bedeppt, daß wir das Aufbegehren ganz vergaßen.

Doch die Dunkelheit wurde uns auf die Dauer unerträglich. Ich schickte den Hanauer zum Wirte hinunter, gab ihm Geld mit und ließ einen Krug Wein holen und ein brennendes Licht. Beim Schein der Kerze sahen wir unsere Meinung, daß dieser Unterkunftsraum höchst verdächtig sei, aufs deutlichste bestätigt. Aber was tun? Da wir keinen besseren Unterschlupf wußten, blieben wir eben sitzen und warteten der kommenden Dinge. Was hatten wir auch groß zu fürchten? Wir waren ja zu zweit und konnten uns, wenn Not an den Mann kam, schon tüchtig unserer Haut wehren! Mit diesem Trost-

gedanken tranken wir den Krug Wein bis auf den Grund leer. Bald war auch der letzte Rest von Bangigkeit geschwunden. Der Hanauer ging ein zweites Mal auf den Einkauf. Als er mit gefülltem Kruge und gefüllten Taschen wiederkam, sagte er, drunten in der Wirtsstube säßen ein paar Kerle, die allem anderen gleich sähen, nur keinen anständigen Menschen. Allem Anscheine nach seien wir leichtsinniger in eine Falle getrampt, als eine Sau in ihrer Jugend in ein Rübenloch. Ich lachte, trank und sang dann das Lied: „Courage, oller Schustersknecht!"

Bald darauf kroch der Wirt ein zweites Mal die Stiege herauf und brachte uns Rinderwurst und getrockneten Schafskäse. Die Wurst war ranzig und wollte nicht schmecken. Wir warfen sie weg. Der Schafskäse war ausgezeichnet; aber der Hanauer mochte keinen essen. Die Galgenvögelphysiognomien in der Stube drunten hatten ihm allen Appetit verdorben. Da kam ich auf einen guten Gedanken. Ich reichte ihm ein paarmal die Weinpulle und sieh da! was war der Erfolg? Er griff mit beiden Händen beim Essen zu. Kaum hatte er den Mund recht voll, da kamen vier der verdächtigen Griechen zur Tür herein. Sie sagten kein Wort und keinen Ton, sondern taten, als wenn wir nicht da wären, und stellten sich schweigend um den Tisch herum. Dem braven Schuster blieb der angefangene Bissen im Halse stecken. Ich indessen ließ mich nicht stören, sondern griff nach wie vor zum Kruge und trank in anscheinender Lustigkeit den ungebetenen Gästen zu. Sie taten im Saufen kräftig Bescheid, weigerten sich aber, etwas vom Essen anzunehmen. Der Wein nahm über Maßen schnell ab; der Hanauer mußte ein zweites und ein drittes Mal auf die Fahrt.

Er war noch keine Minute zurück, als der Rest der Kumpanei die Hühnersteige hinaufgeklettert kam. Noch

ehe wir uns die Burſche recht betrachten konnten, langte einer von ihnen nach dem Weine, ohne zum Trinken eingeladen zu ſein. Aber mein Hanauer, nicht faul, kriegt eine dicke Stirne und reißt den Krug mit einem kräftigen Ruck aus den Fäuſten des Frechians. Der angegriffene Grieche kommt ebenfalls in Wut und ſchlägt mit geballter Fauſt nach dem Hanauer. Der läßt ſich nicht länger trietzen, packt den griechiſchen Burſchen um die Hüften, hebt ihn hoch in die Luft und ſchmettert ihn dann mit einer ſolchen Wucht auf den Fußboden, daß man die Knochen knacken hört. Feindſeliges Schweigen und gegenſeitiges Anſtarren.

Kurze Zeit darauf brachte der Wirt Bettdecken und breitete ſie auf dem Boden der Kammer aus. Der Hanauer und ich wickelten uns hübſch mollig ein. Die Griechen legten ſich auf den Boden.

Es mochte etwa eine halbe Stunde herum ſein, als ſich einer von ihnen heranſchlich und lauſchte, ob wir ſchliefen. Wir taten ſo, um den Burſchen zu täuſchen. Als er ſich ſicher glaubte, wollte er das Licht ausblaſen. Aber als er den Mund aufſperrte, griff ich nach einer bereitgelegten Piſtole und hielt ſie ihm direkt in die Goſche. Er kroch ſchleunigſt in ſeinen Winkel zurück.

Der Hanauer machte wütenden Krach und trommelte den Wirt heraus. Der ſchrie Mordio und Firio und wollte mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Um uns loszubekommen, griff er zu einem einfachen Mittel, er ſchlug uns den Fenſterladen vor der Naſe zu.

Wir beredeten noch einmal die ganze faule Schiebung und beſchloſſen dann, auszurücken, und zwar möglichſt ſchleunigſt. Unſere wenigen Sachen waren bald wieder zuſammengebunden. Wir luden ſie auf den Rücken und ſuchten die Türe. Dabei hatten wir die geladenen Piſtolen in den Händen, ſo daß uns keiner der Griechen zu folgen traute.

Eine Zeitlang versuchten wir, in der Ortschaft ein anderes Unterkommen zu finden; es war aber nichts zu machen. Selbst auf unser lautestes Klopfen hin machte keine Menschenseele Türe oder Fenster auf. Wohl oder übel mußten wir weiter.

Nach kurzer Wanderung erreichten wir den Flecken Alikratia. Da die Nacht empfindlich kalt war und wir alles empfanden, nur keine Lust, mitten im Januar auf der offenen Straße zu kampieren, setzten wir unsere Bemühungen, irgendwo Einlaß zu finden, hartnäckig fort. Wir trommelten mit Geklopf und Geschrei verschiedene Bürger heraus und kamen auf diese Art schließlich zum Woiwoden, zum Bürgermeister. Diesem gab ich meinen Firman. Er küßte ehrerbietigst den Namen des Sultans, rief dann nach einem Diener und ließ uns von diesem in die türkische Herberge geleiten. Hier hatten wir freilich keine Betten, in denen wir schlafen konnten, sondern nichts weiter als hohe Holzbänke. Aber wir hatten etwas, das wertvoller war, als die weichsten und schönsten Federkissen: wir konnten schlafen ohne Angst, bestohlen oder gar abgemurkst zu werden.

Den nächsten Abend übernachteten wir in einem bulgarischen Meierhofe. Die Bauersleute nahmen uns freundlich auf, trotzdem wir uns nur durch Gebärden notdürftig verständigen konnten. Die Wohn- und Eßstube konnte nicht groß sauber sein, denn sie umfaßte zugleich den Stall mit. Doch das Essen war köstlich. Mit den blanken Händen wurde zugefaßt. Löffel und Gabel sind Instrumente, die man in diesem Landstrich nicht einmal dem Hörensagen nach kennt.

Als wir am nächsten Tage ein paar Stunden marschiert waren, wurden die Wege so schlecht und so liederlich, daß wir beschlossen, im ersten besten Dorfe ein Maultier zu mieten, das wenigstens unsere Sachen schleppen sollte. In Silivria, der nächsten Stadt, suchten

wir die Karawanserei auf. Aber das Fragen nach einem Tragtiere war vergeblich. Die Militärverwaltung hatte alle verfügbaren Transportmittel für Heereszwecke beschlagnahmt. So taten wir auch fernerhin, was wir vorher schon getan hatten, wir schleppten unser Gepäck höchst eigenrückig.

Von dieser Ortschaft an bog die Straße vom Meere ab und schlängelte sich landeinwärts. Die Wege wurden, je weiter wir vorankamen, desto schlechter und pappiger. Mißmutig und wortfaul stapften und keuchten wir durch den Schmutz, der nirgends ein Ende nehmen wollte. Auch am Tag darauf verlief die Wanderung nicht angenehmer. Gegen Mittag marschierten wir durch Tschorlu, das an seltsam geformte Felsen gebaut ist. Wir sahen hier eine Masse Türkenbuben, die merkwürdige Spiele trieben. Sie setzten sich auf Pferdeköpfe, benutzten diese als Schlitten und fuhren im Ras die steilen Hänge hinunter. Das ging prächtig, trotzdem kein Gramm Schnee lag. Es war für die Jungen ein Hauptvergnügen, man sah's deutlich an den strahlenden Gesichtern.

Den Nachmittag über saßen wir der Kälte wegen in einem Kaffeehause und bummelten. Erst gegen Abend brachen wir auf und kamen bei völliger Dunkelheit in Luleh-Burgas an. Im türkischen Honak fanden wir einen Unterschlupf. Zwar machte der Wirt anfänglich Umstände und wollte uns nicht aufnehmen. Aber als ich so beiläufig nach dem Woiwoden fragte und meinen Firman vor seinen Augen entfaltete, erwies er diesem den schuldigen Respekt und besorgte uns Essen und Schlafstatt.

Als wir ausgeschlafen hatten, gingen wir in der Stadt umher, beschauten einige schöngebaute Paläste und Moscheen und was sich sonst noch merkwürdiges sehen ließ. Betriebsam schien der Ort nicht zu sein; einzelne Straßen waren ganz vom Gras zugedeckt. Gegen Mittag schritten wir auf einem halsbrecherischen Fahr-

weg nach Adrianopel, von dem die Rede ging, daß er demnächst in eine Chaussee umgewandelt würde. Nötig hätte er's gehabt. Aber das ganze Vorhaben wird, wie so manches andere im osmanischen Reiche, eben nur ein frommes Vorhaben geblieben sein.

Nachdem wir in Hassa nochmals übernachtet hatten, sahen wir endlich beim Weitermarschieren in der Ebene die blauen Hügelkuppen, hinter denen Adrianopel liegt. Allmählich belebte sich die Gegend; man merkte schon daran deutlich die Nähe einer größeren Stadt. Besonders fielen uns die zahlreichen Militärtransporte auf; alles Soldaten, die der Sultan einberufen hatte, um gegen den aufständischen Vizekönig von Ägypten Krieg führen zu können. Doch die türkischen Lanzer nahmen sich in ihren blauen Jacken und roten Mützen so seltsam aus, als ob sie nicht Soldaten seien, sondern die Uniformen lediglich zum Spaß auf einer Fastnacht gestohlen hätten.

Zahlreiche Bauernwagen fuhren an uns vorbei, durchweg mit Büffeln bespannt, die in einem fort mit Stachelstöcken angetrieben werden mußten, sonst liefen sie nicht. Dabei knarrten die Räder dieser hölzernen Karren, die ihrer Lebtag keine Schmiere auf die Achsen bekommen, fürchterlich, so daß einem schon von ferne die Zähne stumpf wurden. Trotz der frühen Jahreszeit sahen wir einzelne Bauern, die Schritt für Schritt ihre Felder bestellten. Sie trugen bei dieser friedlichen Tätigkeit Waffen, als ginge es in Schlacht und Krieg.

In Adrianopel

Um vier Uhr nachmittags erreichten wir Edrene, wie die Türken die zweite Hauptstadt ihres Reiches nennen. Durch ein düsteres, schwarzgeräuchertes Tor traten wir ein und kamen in die bereits gewohnten engen, unregelmäßigen Gassen, die aber hier, ganz im Gegensatz zu anderen türkischen Städten, seltsam viel Leben zeigten. Auf unser Fragen nach einer Unterkunft hatte uns der Wachtposten am Tor in eine Straße in der Nähe des Bazars gewiesen. Hier sollten sich im Hause eines französischen Schuhmachers einige deutsche Handwerksburschen aufhalten. Bis wir die betreffende Wohnung ausfindig gemacht hatten, dauerte es eine nette Zeit, denn von den faulen Griechen, die wir um Auskunft angingen, wurdem wir immer und immer wieder mit dummen Worten gespeist oder absichtlich in die Irre geschickt. Endlich rief uns aus einem Hause, an dem wir schon einige Male vorübergestolpert waren, ohne groß darauf zu achten, eine Stimme nach: „He! Landsmann!“ Wir traten ein und wurden von einem Schlosser aus dem Nassauischen und einem Schneider aus Schweden so herzlich begrüßt, als kennten wir uns weiß Gott wie lange schon. Der Nassauer behauptete steif und fest, er habe mich bereits in Bukarest gesehen. Ich vermochte mich aber seiner nicht mehr zu erinnern, soviel ich auch meine sieben Gedanken zusammennahm.

Unser erstes Bedürfnis war Ruhe. Aber nach kurzer Rast zogen uns die beiden neuen Freunde trotz allem Widerstreben in eine griechische Weinschenke. Im Nu war einer Flasche nach der andern der Hals gebrochen,

ein Krug nach dem andern geleert. Obwohl der Hanauer einen tüchtigen Saufhals hatte und ich nicht weniger: gegen diese beiden Gurgelbrüder konnten wir auch mit dem besten Willen nicht ankommen; sie blieben unbestritten Meister. Als einige Gläser hinuntergeschwenkt waren, begann der Rundgesang:

„Verdammt, ist das ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt uns immerdar,
Die Leber dorrt uns ein!
Wir sind wie Fisch' auf trocknem Sand,
Wir sind wie dürres Ackerland,
Herr Wirt, bringt uns mehr Wein!"

Und der Wirt war hellhörig, obschon er nicht Deutsch verstand. Er brachte eine vierte, fünfte und sechste Flasche; noch sah ich kein Ende und Ziel. Nachher aßen wir zusammen ein schmackhaftes, stark gesalzenes Gericht Fische. Doch die Fischlein wollten schwimmen, trotzdem sie bereits ein ganz hübsches Teichlein gefunden haben mochten. Endlich, als das Zuviel vom Übel zu werden drohte und meine Kameraden bereits Miene machten, den heiligen Ulrich um Beistand anzugehen, gab ich dem Beizer einen Wink, er solle uns an die frische Luft spedieren. Der Wirt verstand das Zeichen und war auch bereit, ihm nachzukommen; doch zuvor forderte er seine Bezahlung. Aber unsere beiden Gastgeber, die so großmäulig aufgetrumpft hatten, fanden keinen abgeklapperten Para in ihren Taschen, soviel sie auch darin herumstocherten. So mußte ich, der Geladene, ob ich wollte oder nicht, für die beiden Spendierer in den Beutel greifen.

Die Wohnung des Schlossers war finster wie eine Fuchshöhle. Vergeblich tappte er hin und her und suchte nach dem Feuerzeuge, um Licht zu schlagen. Der Schneider, der ein klein wenig nüchterner war, fand unterdessen die Schlafstätte. Er brüllte uns zu, wir sollten ihm

folgen. Ich tat's und bettete mich neben ihn auf das harte Schilfrohr, das hier die Stelle des Bettes vertrat. Inzwischen hatte der Nassauer den Hanauer am Schlawittel erwischt und wollte ihm die Schlafstelle zeigen. Bei dieser Bemühung fiel das edle Brüderpaar mir nichts, dir nichts mit dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit auf mich und den Schweden. Da wir beide bereits eingedüselt waren, gab es ein unangenehmes Erwachen. Natürlich prasselten von beiden Seiten die Flüche wie ein Kettenfeuer, und es dauerte eine schöne Weile, bis sich jeder zurechtgefunden hatte. Man merkte die Kühle. Der Schlosser stand nochmals auf und brachte einen Pelz herbei, der als Decke dienen sollte. Doch er war viel zu schmal, um für alle auszureichen. So zog bald der Nassauer, daß er krachte, bald der Schwede, daß er riß. Der Hanauer und ich hatten den besseren Teil erwählt, wir lagen hübsch in der Mitte. Nach vielen ebenso krampfhaften als vergeblichen Versuchen, sich zu bedecken, schliefen endlich unsere beiden Flügelmänner ein. In ihrem Mordsrausch spürten sie nichts von der Kälte, die so groß war, daß mir und dem Hanauer sogar unter dem Pelze die Zähne vor Frost zusammenschlugen.

Am Morgen weckte mich unruhiges Schnattern. Es kam vom Schneider, der plötzlich in die Höhe sprang und sich unter lautem Gefluche den Schnee abschüttelte, der während der Nacht durch den offenen Hausgiebel auf uns heruntergeschneit war. Bald waren auch die anderen wach und erhoben sich. Ich lüpfte den Hut, nahm Abschied von allen und ging in die Stadt, um mir ein menschlicheres Unterkommen zu suchen.

Das Wetter blieb auch die folgenden Tage hindurch so rauh und stürmisch, daß ich nicht daran denken konnte, während dieser Jahreszeit über das unwirtliche Balkangebirge zu wandern. Darum lief ich tagaus, tagein

umher, um zu schauen, ob sich irgendwo eine Arbeit bieten würde. Mein guter Stern führte mich zu einem italienischen Tischler, der sich nebenbei auch mit Wagenbau beschäftigte. Die nötigen Räder hatte er sich bisher von türkischen Handwerkern fertigen lassen. Da er eine Menge unerledigter Aufträge liegen hatte, so war ich ihm sehr willkommen. Ich schaffte mich rasch ein. Meine Arbeit gefiel dem Manne dermaßen, daß er mir schon nach acht Tagen einen viel höheren Lohn versprach, als ich mir selber ausbedungen hatte.

Leider blieb's nur beim Versprechen. So oft ich ihn an die bessere Bezahlung mahnte, immer wußte er irgend eine faule Vertröstung. Ich wurde der leeren Redensarten schließlich überdrüssig und sagte ihm nach Verlauf der sechsten Woche die Arbeit auf.

Der Zufall führte mich kurz darauf wieder mit dem Bruder Nassauer zusammen, in dessen Werkstatt ich damals eingeschneit worden war. Er forderte mich auf, in seiner Schlosserei als Gehilfe einzutreten. Wenn ich auch nicht gewohnt sei, in Eisen zu arbeiten, so hätte ich doch zwei kräftige Arme, die das Feilen und Zuhauen schon aushalten könnten. Als ich nach der Bezahlung fragte, sagte er, alles, was wir verdienen, sei es viel oder sei es wenig, teilen wir gemeinsam, wie es sich für Landsleute schickt. Ich schlug ein.

Das erste war, daß wir in der nächsten Kneipe miteinander Brüderschaft tranken. Da der Nassauer mit Geld nicht umzugehen wußte, übernahm ich die Führung der Kasse. Das Geschäft ging flott. Ich sah mit angenehmem Staunen, daß ich als Schlossergehilfe drei- bis viermal mehr verdiente, denn als Wagner. Leicht und schnell hatte ich mich in die ungewohnte Arbeit gefunden, so daß der Nassauer mit mir zufrieden war.

Um mehr Bestellungen zu erzielen, hatte der Nassauer den Leuten eingeredet, ich sei ein deutscher Schlosser, der

lange in England gearbeitet habe und sein Fach aus dem ff verstehe. Doch der Lohn am hiesigen Platze genüge mir nicht und ich würde in Bälde wieder nach meiner Heimat zurückkehren. Auf diesen unschuldigen Trick hin wurden uns, trotzdem wir täglich mit den Preisen in die Höhe gingen, so viele Aufträge zugewandt, daß wir auch bei angestrengtester Arbeit nicht alle erfüllen konnten.

Eines Tages ließ der englische Konsul nach einem Türschloß fragen, das er schon vor Monaten zur Reparatur übersandt hatte. Der Nassauer gestand mir, um jene Zeit sei er von einem großen Durste geplagt worden, und da er wieder einmal keinen Mammon besessen, habe er das Schloß kurzerhand bei einem Wirte versetzt. Zum Glück wußte er noch, bei welchem. Ich löste es aus und brachte es nach geschehener Reparatur schleunigst zum Konsul hin.

Man kann sich vorstellen, daß der Empfang dortselbst nicht sehr glänzend war. Besonders die Frau Konsul machte aus ihrem Verdruß über die langsame Bedienung keinen Hehl. Da aber die Reparatur zu ihrer vollen Zufriedenheit ausgefallen war, übertrug sie uns die Schlosserarbeiten in ihrem neuerbauten Hause. Wir folgten diesem Auftrage um so pünktlicher und gewissenhafter, als wir beide unter dem Schutze dieses Konsuls standen und dem Manne auch sonst sehr zu Dank verpflichtet waren.

Unser Gewerke hob sich von Tag zu Tag. Bald kam die Arbeit in solchen Haufen, daß wir einen durchreisenden Tuchmacher als zweiten Gesellen einstellten. Er hatte weiter nichts zu tun, als den Blasebalg zu ziehen und, wenn's nötig war, beim Zuschlagen zu helfen. Außerdem kochte er uns das Essen.

In kurzer Zeit schloß sich der Nassauer enger an den Neuen an, als mir eigentlich lieb war. Auch der

Tuchmacher hatte seine Leber auf der Sonnenseite, wie er zu sagen pflegte, und mußte sie öfters begießen, damit sie nicht einschrumpfte. Außerdem hütete er lieber verreckte Gänse, als daß er einmal bei der Arbeit recht kräftig zupackte. Sein einziges und mit großer Leidenschaft betriebenes Studium war, wie er sich auf die möglichst unauffälligste Art vom Schaffen drücken könne. Diese eine Spekulation nahm sein Gehirnschmalz so in Anspruch, daß er sich öfters mittels einiger Butellen Wein Stärkung zuführen mußte. Bei diesem Bemühen leistete ihm der Nassauer treulich Gesellschaft; und bald saß er wieder wie ehemals bei den gefüllten Gläsern und hatte Werkstatt, Arbeit und alle guten Vorsätze vergessen. Meine Bitten und Vorstellungen fruchteten, so oft und dringend ich sie auch erhob, nicht mehr als Reden in den Wind. Seine Kehle war so unersättlich, so durchlässig und so vielverschlingend, daß ihm bald kein Wirt mehr Kredit geben wollte; sie kannten, wie man wohl im Scherze zu sagen pflegt, alle ihren Nassauer. Als er nun gänzlich abgebrannt dasaß, forderte er von mir die Hälfte der Kasse. Schweren Herzens händigte ich sie aus — es dauerte keine acht Tage, da hatte er den ganzen sauer verdienten Lohn verputzt, vermädelt und versoffen. Als schließlich ganz und gar Matthäi am letzten war, versetzte er wahllos alles, was ihm in die Hände fiel, sogar einen Teil meiner teuren Werkzeuge und meiner Kleider. Dabei stellte er sich aber so geschickt an, daß ich ihm erst spät und nur durch einen Zufall auf die Sprünge kam. Nachdem alle Quellen versiegten und versagten, verließ er die Stadt und tippelte los, Konstantinopel zu, um die dortige Johle zu versuchen. Ich bin überzeugt, daß er das Reisegeld, das ich ihm mit auf die Fahrt gab, vertrank, noch ehe er die Stadttore hinter sich hatte.

Ich mietete mir nun eine eigene Wohnung, fertigte

eine einfache Hobelbank und begann mein Handwerk auf eigene Faust. Kaum war bekannt, daß sich ein deutscher Wagner niedergelassen habe, so flossen mir gutbezahlte Aufträge in Hülle und Fülle zu. Meine Werkstätte wurde bekannt und besucht; so bekannt und besucht, daß ich schließlich einen eigenen Dolmetscher einstellen mußte.

Da forderte plötzlich die Pest ein Opfer. Alle Geschäfte stockten. Die Straßen standen leer, der Markt lag verödet. Auch ich bekam keine weiteren Aufträge mehr, so daß ich mit der Zeit die Arbeit einstellen und meinen Dolmetscher wegschicken mußte. Ich konnte nichts Besseres tun, als abzureisen. Meine Hobelbank verkaufte ich um billiges Geld einem griechischen Tischler. Aber der brave Mann zeigte sich im Zahlen so saumselig, daß ich ihm den Kadi auf den Hals hetzen mußte.

Derweil die Sache ausgefochten wurde, suchte ich mir einen Reisegefährten; denn allein zu tippeln schien mir in diesen Gegenden nicht ganz geheuer. Ich lernte einen Italiener kennen, der mit einem Leierkasten und tanzenden Puppen auf den Bazars seine Künste zeigte. Ich schloß mich ihm um so lieber an, als er einen kleinen Eselwagen bei sich führte, auf dem ich mein zahlreiches Gepäck und meine Werkzeuge unterbringen konnte.

Ehe wir abreisten, überreichte ich dem Sekretär des verstorbenen Konsuls die Rechnung für die zuletzt von mir gefertigten Wagnerarbeiten. Dieser sandte sie der Witwe des Konsuls zu. Die Dame weigerte sich aber hartnäckig, mit der Bezahlung herauszurücken. Dabei besaß sie ein unermeßliches Vermögen und hatte auf der ganzen weiten Gotteswelt weiter niemanden zu ernähren als sich selber und ihre Schar Hunde. Die schwammen freilich im Fett. Ein Handwerker hat das nicht nötig!

Über Smyrna nach Ägypten

Am 8. November 1832 reiste ich mit dem Italiener von Adrianopel ab. Es war niemand da, der sein Tüchlein schwang und uns nachheulte. Auch gut so! Unser Ziel war Jenidje, ein Städtchen an der mazedonischen Küste. Dort trennte ich mich von dem Welschen und ging auf ein Schiff, das nach Smyrna in Kleinasien segelte. Für die Überfahrt zahlte ich zwei volle unbeschnittene Golddukaten. Außerdem hatte ich mich selber zu verköstigen. Die Seefahrt dauerte acht Tage und bot keinerlei Aufregung.

Als ich in Smyrna an Land ging, kam ein alter Mann auf mich zu und trug mir an, mich zu einem Tedesco, einem Deutschen zu führen. Er wies mich in ein kleines Kaffeehaus, dessen Wirt, er stammte aus der Schweiz, sich hier in Smyrna angeheiratet hatte. Ich gab dem Alten ein Kopfstück für seine Bemühung. Als ich aber zum Schiffe zurückkehrte und mein Gepäck auslösen wollte, war zu meinem großen Erstaunen mein Geldbeutel verschwunden. So mußte ich eine meiner Kisten öffnen, um den Kapitän überhaupt bezahlen zu können. Meine Sachen ließ ich mir von den Matrosen in das Kaffeehaus tragen.

Nach einigen Tagen sagte mir der Schweizer, daß er bei einem reichen Metzger Arbeit für mich wisse. Ich sollte da einen zweiräderigen Wagen anstreichen, ausschlagen und mit einem Verdeck überziehen. Doch der Metzger bot mir außer den nötigen Zutaten nur vierhundert Piaster, ich aber forderte sechshundert. Wir

feilschten und handelten. Es wurde Nacht, und noch immer war keine Einigung erzielt. Endlich, um nicht ganz und gar müßig zu sein, verstand ich mich zu dem Angebot, das mir der Fleischer gemacht hatte, und mietete mir in der Malteserstraße eine halbwegs erträgliche Wohnung. Ich verdiente nun wenigstens so viel, daß ich während meines weiteren Aufenthaltes in Smyrna nichts aus eigener Tasche zuzusetzen brauchte.

Doch gefiel es mir in der Stadt nicht. Schuld an meinem Mißmut waren hauptsächlich die Deutschen, mit denen ich zusammenkam und zu tun hatte. Nirgends war ein landsmannschaftlicher Zusammenhalt zu spüren; mit mißvergünstigem Blick betrachtete einer des anderen Erwerb. Dieser stinkige Brotneid führte in einem Falle gar zu Mord und Totschlag. Das verleidete mir die letzte Freude am Schaffen, und als eines Tages ein österreichisches Schiff den Hafen anlief, das nach Alexandrien wollte, benutzte ich den Überstrick und fuhr mit. Eine Barke brachte mich in Alexandrien ans Land. Ich wußte anfänglich nicht, was ich tun sollte. Eine gute Weile pendelte ich zwischen den zahlreichen Holzstößen und Vorratshäusern umher; dann wieder schaute ich den schmutzigen, schwitzenden Negern zu, die ungeheure Warenballen in die Kauffahrteischiffe trugen, die hier vor Anker lagen. Ein Lastträger erspähte mich und überredete mich mit viel Geschrei, mein Gepäck zum Zollamt bringen zu lassen. Ich folgte dem Manne. Die Aufseher öffneten und durchstöberten alles, selbst die kleinste Kiste. Doch wurde nichts Zollpflichtiges gefunden. Auf meine Bitten und auf ein gutes Trinkgeld hin behielt der Zollaufseher mein Gepäck im Zollhaus, bis ich in der Stadt ein Unterkommen gefunden hatte.

Kaum war ich die paar Staffeln wieder hinuntergestiegen, als ich von einem Haufen halbnackter Buben umringt und gleichsam angefallen wurde. Mit kreischender

Stimme priesen sie mir ihre Esel an. Um endlich von diesen brüllenden Quälgeistern loszukommen, bestieg ich eines der Grautiere und ließ mich nach der Frankenstraße bringen. Das kleine Tier trabte mit einer Schnelligkeit, die mich in Erstaunen setzte. Der Treiber lief nebenher und machte ein mordsmäßiges Geschrei.

So erreichte ich in Bälde das von den Europäern bewohnte Stadtviertel, das sich in der Gegend des neuen Hafens ausdehnt. In unmittelbarer Nähe dieses Hafens, der aber seiner Gefährlichkeit wegen nur wenig benutzt wurde, wohnten damals in einem der schönsten Häuser die europäischen Konsule. Neben diesem Hause hatte sich ein deutscher Tischler seine Werkstatt eingerichtet; auf der andern Seite wohnte ein Schlosser aus Tirol. Die beiden saßen eben beieinander. Als sie mich sahen und mich in meiner Tracht als Deutschen erkannten, boten sie mir Kost und Wohnung an. Ich lohnte den Eseltreiber ab und nahm zuerst das Anerbieten des Tischlers an. Doch kaum hatte ich mich in dessen Zimmer einige Minuten ausgeruht, als der Schlosser mir keine Ruhe ließ und so lange bettelte und bat, bis ich auch ihn in seine vier Pfosten begleitete.

Das Haus sah sehr sauber aus, auch innen. Kaum hatte ich mich in einen Stuhl gesetzt, da ging die Türe auf und eine kolossale Negerin trat ein und hieß mich willkommen. Verwundert sah ich erst sie und dann den Schlosser an. Da faßte er die Schwarze lachend bei der Hand und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau zu präsentieren, die ich einst für achtzig Speziestaler kaufte. Wohl war's eine nette Summe, doch sie hat brav Zinsen getragen. Da sehen Sie!" Bei diesen Worten kamen zwei Kinder gesprungen, ein brauner Knabe und ein braunes Mädchen. Voller Freude gumpten sie am Schlosser in die Höhe. Der ließ sie lachend gewähren.

Unterdessen verschwand die Negerin und kam nach einer Weile mit einem Fischgericht wieder, das ich mir trefflich schmecken ließ. Am Nachmittage ging der Tiroler mit mir zum Sklavenmarkt. Auf einem freien Platz, von hohen Häusern umschlossen, saßen auf elenden Strohmatten fünfzig bis sechzig Schwarze, gleich Vieh jedem feilgeboten, der zum Kaufe Lust hatte. Alle, Weiber wie Männer, waren beinahe nackt; nur die Scham mit Tuchfetzen notdürftig verdeckt.

Wie ein alter Bekannter trat der Schlosser zu den Sklavenhändlern und sagte in arabischer Sprache, ich möchte ein Mädchen sehen. Sogleich mußten sich alle erheben und an uns vorbeigehen. Der Tiroler besah sich etliche, bot jedoch absichtlich so geringe Summen, daß kein Kauf zustande kam. Der Markt war gut besetzt. Viele der Negerinnen, besonders die jüngeren, zeigten eine ansprechende Gesichtsbildung. Der Preis der einzelnen schwankte je nach Alter und Aussehen zwischen zehn bis achtzig Krontalern. Die Kinder, die völlig nackt herumlaufen, werden zu spottbilligen Preisen verschachert, da sich selten ein Sklavenhändler die Mühe machen will, sie aufzuziehen.

Die Käufer bringen gewöhnlich Sachverständige mit zum Markte, die die einzelnen Sklaven untersuchen, ob sie sich zu der Arbeit eignen, zu der man sie gebrauchen will. Gesundheit, Größe und Körperkraft wird mehr geschätzt als ein schönes Aussehen; denn die meisten Sklaven müssen recht anstrengende Arbeiten verrichten. Wenn ein Käufer da ist, müssen die armen Teufel allerlei Bewegungen ausführen, um ihre Geschmeidigkeit zu zeigen; auch müssen sie sich die absonderlichsten Stellungen gefallen lassen. Sträuben sie sich oder fällt das ihnen eingedrillte Exerzitium nicht nach Wunsch aus, so saust die Peitsche des Sklavenhalters. Diese Riemen schneiden fürchterlich!

Außer diesem Sklavenmarkte, den man jedoch auch in anderen türkischen Städten findet — freilich selten so wie hier auf einem öffentlichen Platze —, bietet das heutige Alexandrien nicht viel Interessantes. Von der einstigen Pracht und Macht zeugen nur noch elende Trümmerstätten vor der Stadt. Da findet man, besonders an der Straße nach Rosette hin, mächtige Schutthaufen, abgebrochene Säulenstücke, unterirdische Gewölbe, verschüttete Brunnen und dergleichen.

Da mein Aufenthalt in Alexandrien gerade in die unfreundlichste Jahreszeit fiel, die es dort überhaupt gibt, schob ich notgedrungen die Besichtigung der Merkwürdigkeiten bis zu einer gelegeneren Zeit auf.

Nach Sonnenuntergang, wenn sich die Staubwinde gelegt hatten, ritt ich öfters vor die Stadt hinaus. Bei gutem Wetter ging ich gern in die innere Stadt und betrachtete das seltsame Leben und Treiben. Ich lernte hier manches kennen und verstehen, was eben nur im Orient möglich ist. Was mir zuerst auffiel, war die erschreckende Armut der Bevölkerung. Diese Armut ist in Alexandrien, überhaupt in Ägypten so allgemein, daß selbst die größten und bevölkertsten Städte Europas von keiner ähnlichen wissen. Die Vornehmen freilich sitzen auch hier wie überall in prächtigen Häusern. Aber die mittellosen Klassen wohnen zum Teil in Hütten, die so verwahrlost und elend sind, daß man sie nicht für Wohnungen vernünftiger Geschöpfe halten würde, wenn man nicht sähe, daß überall Leute ein- und auskröchen. Dies gilt besonders von den abgelegeneren Teilen Alexandriens. Gewöhnlich sind die Hütten in der Form eines Backofens erbaut. Durch ein schmales Eingangsloch gelangt man gleich in das Haupt- und Staatsgemach, das etwa vier bis sechs Fuß hoch und ebensoviel Fuß breit ist. Daher können die Leute darin nicht aufrecht stehen, sondern müssen kauern oder liegen. Hausgeräte sieht man keine.

Hin und wieder trifft man eine Matte, die aus Rohr oder Stroh geflochten ist und der ganzen Familie Stuhl, Tisch und Bettstatt ersetzt. Das Gute ist, daß der Eingang zu einer solchen Hütte meistens auf der Mittagsseite liegt. So können wenigstens die Sonnenstrahlen eine Zeitlang ungehindert den Raum erfüllen.

Die Ägypter lieben die Bequemlichkeit über alles, auch auf der Straße, im Verkehr. Wie man bei uns daheim sagen würde: sie sind stinkfaul. Sogar das Stehen fällt ihnen beschwerlich. In den Bazars, auf den Märkten trifft man die Verkäufer nie anders, als auf dicken Polstern sitzend. Es ist schon ein Zeichen besonderer Tätigkeit, wenn sie den Mund aufmachen, um Waren anzubieten. In der Regel tun sie weiter nichts, als Pfeife auf Pfeife zu rauchen; den lieben langen Tag qualmen sie wie Schornsteine.

Das bewegteste Bild bietet der Markt. Hier sieht man Leute, die mit ranziger Butter und ekelhaften Käsen handeln. Dicht daneben sitzen Araber, die sich gegenseitig die Köpfe rasieren. Ausgerechnet neben einem großen Gefäße, in dem Schmierkäse duftet. Nur ein kleines Büschel Haare wird stehen gelassen als des Scheitels Zier. Die abgeschnittenen Haare weht der Wind in den Schmierkäse, der vergnüglich in seiner eigenen Brühe schwimmt. Die Käufer kaufen trotzdem; die Haare scheinen sie nicht groß zu genieren. Und mit der gleichen Hand, die kurz zuvor einem kleinen Kind den nackten Hinteren geklatscht hat, wird der Käse gereicht. Mit der gleichen Hand wird die saubere Brühe darauf geschöpft. Und zu guter Letzt tritt noch die Zunge in Aktion und schleckt kunstgerecht die beteiligten fünf Finger ab. Guten Appetit!

Auch die Handwerker machen es sich beim Arbeiten so bequem wie möglich. Der Schmied zieht den Blasbalg, hämmert das Eisen auf dem Amboß und sitzt dabei.

Der Schreiner sägt, hobelt, leimt, alles im Sitzen. Der Drechsler liegt am Boden auf einer Matte und drechselt mit Händen und Füßen darauf los. Der Bäcker wägt den Brotteig nicht mit der Wage ab, das wäre zu umständlich, sondern mit der Hand.

Eigentümlich sind auch die Grußsitten. Begegnen sich zwei gute Freunde auf der Straße, so schlagen sie drei- oder viermal derb in die Hände, umarmen und küssen sich und sagen dabei die gebräuchliche Grußformel. Lachhaft sieht es aus, wenn aus irgendeiner Ursache zwei miteinander handgemein werden. Sie schlagen sich zuerst einige Male in die Hände; dann fassen sie sich mit großem Ungestüm unter und fangen zu ringen an. Wird der Zorn aber heftiger, so packt einer des andern Turban und zerrt so lange daran hin und her, bis er abfällt und der Besiegte nun mit glattgeschorenem Schädel dasteht. Für den Spott sorgen dann die zahlreichen Gaffer.

Die Polizei amtet streng und wachsam. Nirgends wohl werden Betrug und Diebstahl so unnachsichtlich geahndet, wie gerade hier.

Seltsam und grausam sind die Strafen, aber auch originell.

Bäcker, die zu leichtes Brot backen, werden mit einem Ohrlappen an den Hauspfosten genagelt. Die Brote selber werden ohne langes Fackeln auf die Straße geworfen.

Diebe erhalten in den meisten Fällen die Bastonade, Stockstreiche auf die Fußsohle. Ja, es soll sogar üblich sein, daß rückfälligen Dieben die Füße zur Hälfte abgehauen und die Finger an beiden Händen abgeschnitten werden.

Über die Reinlichkeit der Stadt wacht der Platzkommandant. Er bestimmt auch, an welchen Plätzen die Verkäufer und Händler ihre Waren feilbieten dürfen. Aber die arabischen Höckerweiber wechseln diese Plätze

ganz nach ihrem Belieben, obwohl sie genau wissen, daß ihr Kram verloren ist, falls sie dabei ertappt werden.

Eines Morgens hatte ich in der Frankenstraße einige Hühner gekauft und wollte eben heimgehen, als unter den Marktweibern eine Panik ausbrach. Alle liefen davon, schreiend, so schnell, als es ihre meist beträchtliche Körperfülle nur irgendwie zuließ. Überrascht sah ich mich um. Aha, der Platzkommandant kam mit vier Dienern dahergeritten. Im Augenblick hatten diese die fliehenden Weiber erreicht und trieben sie zurück. Nun brach das Strafgericht über die Sünderinnen herein. Trotz aller Strenge entbehrte es doch nicht der Komik. Diejenigen, die mit Brot gehandelt hatten, bekamen einige Hiebe aufgebrannt. Die Brote aber wurden zerrissen und unter die zuschauende Menge geworfen, die sich gierig darüber herstürzte. Die Hühner- und Taubenverkäuferinnen bekamen ebenfalls Prügel, daß es krachte; ihr Viehzeug wurde freigelassen, flatterte lustig über die nächsten Häuser und ward nicht mehr gesehen. Die Gemüseweiber mußten in den Dreck sitzen, und die Gerichtsdiener schlugen mit Kohlköpfen und Zwiebelbüscheln so lange auf sie ein, bis sie selber nichts mehr als die saftigen Strünke in Händen hatten. Dann kam die Reihe an die Eierfunzel. Sie mußte sich aufrecht an eine Hausmauer hinstellen, auf jeder Seite von einem Büttel festgehalten, so daß sie nicht davonlaufen konnte. Nun traten zwei Polizisten an den Korb, der etwa 250 Eier faßte, und begannen, ihr ein Ei nach dem andern ins Gesicht zu werfen. Jeder Treffer wurde von den Umstehenden mit lauten Rufen begrüßt. Die Frau war bald über und über mit einer widerlichen, gelbschleimigen Masse bedeckt, so daß nichts mehr an ihr an einen Menschen erinnerte. Sie sah aus wie ein sagenhafter Riesenmolch. Als auch diese Prozedur vorbei war, ritt der Pakaschah lachend weiter. Trotzdem sah ich einige Tage

später die gleichen Weiber wieder an der gleichen Stelle sitzen. Sie lachten und schwatzten so ausgelassen, als ob ihnen noch nie etwas passiert wäre. Das echte Morgenland!

Ein anderes Beispiel strenger Gerechtigkeitspflege wurde mir erzählt. Ein Pferdeknecht des Vizekönigs hatte auf dem Markte für fünf Para, etwa zweieinhalb Pfennig, Milch getrunken und lief der Händlerin fort, ohne sie zu bezahlen. Das Weib aber rannte ihm schreiend und zeternd nach und verfolgte ihn bis zum Palast. Ibrahim hörte das Geschrei und forderte beide vor sich. Beim Verhör leugnete der Knecht hartnäckig, Milch getrunken zu haben. Das Weib jedoch jammerte in einem fort um ihr Geld. Der Vizekönig drohte dem Knechte, er werde ihn töten lassen, falls er zu lügen wage. Aus Angst beharrte der Sklave bei seiner ersten Aussage. Da sagte Ibrahim zu dem Höckerweibe: „Dir soll Gerechtigkeit werden, wenn dir mein Urteil genügt. Ich lasse dem Sklaven den Bauch aufschneiden. Stimmt's aber nicht, daß er die Milch getrunken hat, so wird dir selbst das Fleisch stückweise von den Knochen genommen und den Hunden zum Fraße vorgeworfen. Denn man soll nicht sagen, daß ich in meinem Lande keine Gerechtigkeit zu halten wüßte!" Die Frau, im Vertrauen auf ihr gutes Recht, nahm an. Der Knecht verschied zwar während der Operation. Aber die Milch wurde gefunden, und das Weib erhielt seine fünf Para ausbezahlt. —

Durch Vermittlung des österreichischen Konsuls hatte ich Arbeiten zugewiesen bekommen. Die Bezahlung war über Erwarten gut. In nicht ganz einem Monat klapperten mir fünfzig Speziestaler in der Tasche.

Ich hatte das feste Vertrauen, daß hier ein größeres Geschäft gedeihen könne, kaufte noch eine Anzahl Werkzeuge zu und richtete mich in Verbindung zweier Schreiner, die hier mittellos angekommen waren, auf meine

Kosten fabrikmäßig ein. Es fand sich so viel Arbeit, daß wir schon kurze Zeit darauf überhaupt keine Aufträge mehr annehmen konnten.

Leider kam es in der Werkstatt bald zu ernsthaften Zerwürfnissen. Schuld daran war der unlöschbare Durst meiner beiden Arbeitsgenossen. Schließlich konnte ich nicht anders, sagte dem Polen die Arbeit auf und warf ihn, als er nicht freiwillig gehen wollte, hinaus. Den Darmstädter aber, der noch den größeren Schaffgeist hatte, behielt ich. Er wurde mir um so weniger lästig, als er sich die Kneipe zu seiner eigentlichen Heimat erkor und in der Werkstatt nur selten, höchstens wenn er Geld brauchte, vorsprach. Ich sah mich nun nach tüchtigeren Gehilfen um und beschäftigte bald sieben Gesellen; später, als mein Kollege und ich einige größere Bauten übernommen hatten, sogar vierzehn! Acht von ihnen nahm der Darmstädter mit sich in einen der Paläste, in welchen er die Tischlerarbeiten gegen einen hohen Akkord zu liefern hatte; die übrigen behielt ich in der Werkstatt, um eine beträchtliche Anzahl Türen und Fenster zu fertigen, die die Witwe des früheren französischen Konsuls für ihre neue Wohnung bei mir bestellt hatte. Jedem der Gesellen — es waren meistens Malteser — mußte ich pro Tag drei Kopfstücke zahlen. Doch die Kerle zeigten sich faul und phlegmatisch, und ich hätte sie sicher zum Teufel gejagt, wenn die Arbeit nicht so eilig gewesen wäre.

Des Darmstädters Unternehmen schritt nicht so rasch fort. Als ich meine Sachen abgeliefert hatte, ließ er mir sagen, ich solle ihm einige meiner Gesellen abtreten. Überdies lud er einen Württemberger, den ich ebenfalls sehr gut kannte, ein, unserem Geschäft als Kompagnon beizutreten. Köllner, so hieß der Württemberger, kam und sah auf den ersten Blick, wie wenig die acht Arbeiter und der Meister bisher fertiggebracht hatten. Als ich die

Gesellen darüber zur Rede stellte, klagten sie, der Meister sei oft ganze Tage lang nicht auf den Bau gekommen; außerdem habe es die meiste Zeit hindurch am nötigen Holze gefehlt. Als der Darmstädter dies hörte, fand er meinen Entschluß, mich von ihm zu trennen, so natürlich, daß er mir das für ihn ausgelegte Geld zurückgab, ohne ein Wort der Widerrede zu wagen. Den Schaden aber, der aus der so lässig betriebenen Arbeit erwachsen war, mußte ich allein tragen.

Der schwäbische Schreiner besuchte mich in der nächsten Zeit noch manches Mal. Er schlug mir vor, in Gesellschaft eines schwedischen Naturforschers, namens Kötheburg, die arabische Wüste zu durchwandern und den Sinai zu besteigen. Ich war geneigt, mitzutun, um so mehr, als die Geschäfte täglich mehr abflauten.

Nach Kairo
Karawanenzug zum Sinai

Am 3. Oktober 1833 brachen wir in Begleitung eines türkischen Dolmetschers auf. Selbviert schifften wir uns auf dem neuen Kanal Mahmudieh ein, der in ziemlich gerader Richtung von Alexandrien aus in den Nil führt.

Die Fahrt auf dem schmalen, nur hundert Fuß breiten Kanal war der reinste Schneckengalopp. Diese Langsamkeit empfanden wir um so schmerzlicher, als die Gegend, die zu durchfahren war, wenig Anziehendes bot. Alles, was wir sahen, waren Dörfer, deren Lehmhütten wie Zuckerhüte aus der Ebene aufragten, und hie und da einen baufälligen Telegraphenturm mit drohend ausgereckten Armen.

Gegen Mittag erreichten wir Siedlungen, die ausschließlich von arabischen Almehs, Freudenmädchen, bewohnt waren. Die jungen Geschöpfe, von denen einzelne sicher noch keine zehn Jahre alt waren, stellten sich am Ufer auf und boten sich mit frechen Bewegungen an. Solcher Dörfer finden sich am Nilgestade viele, besonders in der Nähe von Kairo.

Am nächsten Tage fuhren wir in den westlichen Nilarm ein. Hier entspann sich am Ufer zwischen den ansehnlichen Magazinen ein reges Leben. Als unsere Sachen umgeladen waren, fuhren wir mit günstigem Winde stromaufwärts und passierten Fuah, eine Stadt mit reger Gewerbstätigkeit. Bald jedoch trat Windstille ein, und wir waren genötigt, auszusteigen, um das Schiff zu entlasten. Die Matrosen spannten lange Taue an den Schiffsschnabel und zogen das Fahrzeug gegen die Strömung. Das war ein verflucht hartes Stück Arbeit! Wir benützten die Gelegenheit und machten am Ufer

auf Wassergevögel Jagd, freilich ohne viel Erfolg. Tags darauf erreichten wir bei Scharlakan die Stelle, wo sich der Nil in die zwei Arme teilt, die das sogenannte Delta einschließen. Die reich bebaute Fläche des linken Ufers, die von den gewaltigen Massen der Pyramiden begrenzt ist, gestattete eine Fernsicht bis in die Wüste von Gizeh hinein.

Weiter stromaufwärts waren viele Tausende von Arbeitern mit der Aufrichtung von riesigen Dämmen beschäftigt, die dem Delta regelmäßige Überschwemmungen sichern sollen. Das Leben auf dem Flusse wurde bewegter, die Zahl der vorbeifahrenden Schiffe und Boote größer. Auf den beiden Ufern standen leuchtend weiße Landhäuser, zum Teil mit schön gepflegten Gärten umgeben. Alles zeigte an, daß die „Blume der Wüste", wie Kairo wohl auch von den Morgenländern genannt wird, nicht mehr fern sein konnte.

Am 8. Oktober langten wir im Hafen von Bulak an. Dieser Flecken gilt als Vorort Kairos. Die eigentliche Stadt liegt noch eine halbe Wegstunde weit ab. Wir ritten auf Eseln hinüber und nahmen bei einem griechischen Wirte Quartier. Ich lernte hier einen Landsmann kennen, der aus Waltershausen bei Gotha stammte. Er war so freundlich und zeigte mir die Sehenswürdigkeiten Kairos, vor allem das Residenzschloß.

In den nächsten Tagen trafen wir die letzten Vorbereitungen für unsere Reise durch die Wüste. Es gab da noch allerlei Notwendiges einzukaufen und zu besorgen.

Auf der Straße sah ich einige junge Araberinnen. Aber rasch liefen sie davon oder versteckten sich, wenn sie sahen, daß sie beobachtet wurden. Unter den alten Araberinnen gibt es wahre Hexenphysiognomien, die einem mit ihren ausgewelkten Leichengesichtern wirklich Angst und Schrecken einjagen können. Türkinnen trifft man nur selten. Wenn einmal eine ausgeht, so ist sie so vermummt, daß man nicht einmal die Fußspitzen sieht.

Die hiesigen Christinnen kleiden sich bald nach orientalischer, bald nach europäischer Art. Wenn sie etwas tun wollen, so zählen sie die Perlen ihres Rosenkranzes oder sie füttern einige der zahllosen Hunde, die, bis zum Tode abgemagert, in allen Gassen umherschleichen.

Am 15. Oktober verließen wir die Stadt. Wir hatten acht Kamele gemietet, dazu die entsprechende Anzahl arabischer Treiber, die uns durch die Wüste geleiten und wieder nach Kairo zurückbringen mußten. Als Bezahlung erhielten die Leute insgesamt vier bis fünf Taler pro Tag.

Die Hitze war drückend. Nur in den Morgen- und Abendstunden konnten wir unsere Reise fortsetzen. Tagsüber rasteten wir in den Zelten. Die Nächte waren empfindlich kalt, und wir froren trotz der zahlreichen Teppiche und Decken, die wir uns mitgenommen hatten. Das Reiten auf den Kamelen war auch nicht angenehm. Durch das beständige Schaukeln kam man in einen Zustand, der sehr der verwünschten Seekrankheit glich. Es summte und brummte in Kopf und Gedärm.

Auf der vierten Tagreise erreichten wir Suez am Roten Meer, eine arme, unansehnliche Stadt, deren kahle Umgebung einen mumienhaft verdorrten Eindruck machte. Vom Hafen aus fuhren wir auf leichten Kähnen nach dem asiatischen Ufer hinüber. Die Kamele wurden unterdessen um die Meerenge herumgeführt. Es ging weiter. Bald war die Stelle erreicht, an der Moses bei seinem Auszuge aus Ägypten dem murrenden Volke einen Brunnen aus der Wüste gezaubert haben soll. Diese Quelle versorgt noch jetzt die Einwohner von Suez mit Trinkwasser; in einem Umkreise von fünf bis sechs Stunden ist keine andere zu finden. Doch diese sogenannten Mosesquellen enttäuschten sehr. Es waren keine eigentlichen Quellen, sondern lauwarme Pfützen, die zwischen niedrigen Hügeln aus dem sandschlammigen Boden quollen. Das Wasser selber war nicht rein; es

schmeckte leicht nach Salz und Schwefel. Trotzdem füllten wir unsere sämtlichen verfügbaren Ziegenschläuche mit diesem Trank bis obenauf; denn die nächste Station, die frisches Wasser bot, war erst in vier Tagen zu erreichen.

Die Gegend bot wenig Abwechslung; wohin auch das Auge blickte, nichts als Sand und Stein, nichts als weite Einödenei. Abenteuer erlebten wir keine. Ein Tag verstrich einförmig wie der andere, genau so einförmig wie die Wüste, die wir durchzogen. Endlich am zwölften Tage unserer Abreise riefen die Treiber, als sie um einen Felsvorsprung bogen: „Shuf Gebel-Moshe!“ (Schau den Mosesberg!) Wirklich, wir sahen in der Ferne den weltberühmten zweigipfligen Sinai.

Bald hatten wir das Kloster erreicht, das am Fuße des Berges steht. Freilich sah es eher einer Festung ähnlich, als einer Wohnung friedlicher Mönche. Sogar Kanonen standen oben auf den Mauerzinnen. Sie wurden dem Kloster vom Franzosenkaiser Napoleon geschenkt, zum Schutz gegen die räuberischen Araber, die oft durch diese Gegend streifen.

Wir schickten unseren Dolmetscher mit einem Empfehlungsschreiben des griechischen Konsuls in Alexandrien voraus. Daraufhin ließ uns der Vorsteher des Klosters bitten, einige Tage als seine Gäste zu verweilen. Aber an welcher Stelle hineinreiten? Das einzige Tor des Klosters war mit dicken Quadersteinen zugemauert. So wurden wir denn mit einem Flaschenzuge über die dreißig Fuß hohe Mauer befördert. Unsere Treiber kamen nicht mit. Sie schlugen unweit des Klosters ein kleines Zeltlager auf.

Wir bekamen nette, saubere Zellen angewiesen und wurden durch Laienbrüder so gut bedient, daß wir uns nie über einen Mangel zu beklagen hatten. Als wir uns von den Strapazen der Reise erholt hatten, besichtigten wir das Kloster. Am zweiten Tage gingen wir selbdritt in etwa sechs Stunden um den ganzen Berg herum.

Tags darauf bestieg ich in Begleitung eines Mönches den eigentlichen Sinai. Der Schwede und der Württemberger waren zu faul, um mitzukommen. Vom Kloster aus führt eine Staffel, die etwa zehntausend Stufen zählt, den Berg hinauf. Von Zeit zu Zeit trafen wir am Wegrand auf kleine Kapellen. Der Gipfel war in vier Stunden erreicht. Oben, an dem Platze, wo Moses die beiden Gesetzestafeln empfangen haben soll, erhoben sich zwei kleine Kirchen. Eine davon gehört den Mohammedanern. Dort hängen die Muselmänner, die den Berg ersteigen, zum Andenken ihres Besuches einen Tuchfetzen von ihrem Gewande auf. Die Schnur, die zu diesem Zwecke in der Kapelle ausgespannt ist, weist eine ganz ansehnliche Reihe alter Lumpen auf. Danach müssen ziemlich viel Leute hierher kommen. Dicht neben diesem Bauwerk führen einige Stufen zu einem Kamine herab, der zum Kaffeekochen eingerichtet ist. Das Wasser dazu liefert ein klarer Brunnen, der aus einer in den Felsstein gehauenen Vertiefung quillt. Der umliegenden Höhen wegen ist die Fernsicht vom Sinai aus sehr beschränkt; doch bei klarem Wetter kann man bis zum Roten Meere hinüberschauen.

Bei der Abreise gab uns der Vorsteher des Klosters eine Menge Lebensmittel mit. Um nicht auf dem langweiligen Herwege heimzukehren, wandten wir uns südwestlich nach der Ansiedlung Tor, die drei Tagereisen vom Sinai entfernt am Roten Meer liegt und einige fünfzehn Häuser umfaßt. Die Bewohner nähren sich von Gartenbau und Fischerei.

Wir mieteten uns in einem Hause ein, das den Mönchen vom Berge Sinai gehörte, und blieben einen ganzen Monat. In dieser Zeit half ich dem Schweden beim Sammeln naturgeschichtlicher Merkwürdigkeiten und brachte ihm eine Reihe seltener lebender Tiere von meinen Streifzügen mit heim, auch sehr viele Muscheln und kuriose Versteinerungen.

Jeden Morgen und Abend gingen wir am Strande auf die Jagd und schossen so viel Wassergeflügel, daß frisches Fleisch im Überfluß da war. So gefiel es uns in dieser Gegend überaus wohl. Nur der Württemberger fing zu kränkeln an und konnte an unseren Ausflügen und Mahlzeiten nur noch selten teilnehmen. Daß ich stetig so viel Wild schoß und heimbrachte, behagte unserem Naturforscher nicht übel. Denn trotzdem er auf Kosten des Königs reiste, war er so geizig, daß ihn selbst das kleinste Kupferstück reute, das er für Essen und Trinken ausgeben mußte. Wenn's gegangen wäre, hätte er von Licht und Luft gelebt.

Unterdessen wurde der Württemberger kränker und unseliger. Eines Mittags, als ich nach Hause kam, lief mir der Schwede mit der Schreckensnachricht entgegen, unser Dolmetscher habe die Pest! Zugleich machte er mir den Vorschlag, auf der Stelle abzureisen und die beiden Kranken ihrem Schicksale zu überlassen; denn wenn er alles überschlage, hätte er doch mehr Schaden als Nutzen von ihnen. Ich hätte den Kerl anspucken mögen über dieses Anerbieten. Zuerst suchte ich den Dolmetscher auf, um zu sehen, was eigentlich los sei. Von Gefahr war gar keine Rede. Was der Schwede für eine Pestbeule gehalten hatte, war nichts als eine eitrige Entzündung am Ellenbogen, die rasch wieder verheilte, nachdem sie aufgedrückt und verbunden war. Auch mit Köllner ging es bald wieder besser. Als er so weit war, daß die Reise gewagt werden konnte, packten wir auf und verließen Tor am 10. Dezember in der Richtung auf Suez zu.

Obwohl wir ein Fahrzeug hätten haben können, wählten wir doch den weiteren und beschwerlicheren Landweg. Der Schwede wollte seine Sammlungen vervollständigen.

Während der sieben Tage, die wir von Tor nach

Suez brauchten, wurden ausgetrocknete Flußbette und Sümpfe passiert. Aber nirgends fand sich eine Wasserstelle, an der wir unseren Durst einmal gründlich hätten löschen können. Zum Glück war die Hitze nicht besonders groß, so daß wir mit unseren knapp bemessenen Wasserrationen noch eben auskamen.

Suez selbst war kaum mehr wiederzuerkennen. Mehr als vierzig Kriegsschiffe lagen im Hafen vor Anker, um vollends zum Kampfe ausgerüstet zu werden, den der Vizekönig von Ägypten gegen die Stadt Mokka beabsichtigte. Auf der Rückreise nach Kairo, die vier Tage später angetreten wurde, begegneten uns zahlreiche Militärtransporte, alle nach Suez beordert.

Als eines Abends das Zelt aufgeschlagen wurde, kam der Schwede mit dem Württemberger in einen so heftigen Streit, daß beide nach ihren Gewehren griffen und mit schrecklichen Flüchen und Drohungen aufeinander losgingen. Da langte auch ich nach meiner Flinte und brüllte, der erste, der loszudrücken wage, werde von mir niedergeschossen wie ein toller Hund. Das wirkte. In überraschend kurzer Zeit war der Friede wiederhergestellt. In diesen einsamen, unsicheren Gegenden hat er doppelten Wert als sonstwo.

Morgens brachen wir zeitig auf. Schon um die Mittagsstunde sahen wir die Zitadelle Kairos, abends um vier Uhr passierten wir die Tore. Auf dem freien Platze Esbekieh, dicht beim Hospitale, gewahrten wir ein aufgeregtes militärisches Treiben. Wie in Suez, so war auch hier alles zum Kriege gegen Syrien und Mokka unter Waffen. Nicht nur junge, kräftige Leute sah man, sondern auch alte Männer mit weißen Bärten und Burschen, die kaum das zwölfte Jahr hinter sich haben mochten. Wer sich nicht freiwillig anwerben ließ, wurde einfach aufgefangen, gefesselt zur Stadt hinausgeschleppt und ohne lange Formalitäten unter Waffen gestellt.

Weinend folgten die Weiber und die sonstigen Angehörigen. Manche rauften sich vor Schmerz die Haare aus, andere wieder zerrissen sich die Kleider, zerfleischten sich das Gesicht oder warfen sich heulend in den Sand. Aber mitleidlos wurden sie von den Soldaten verhöhnt und mit Prügeln fortgetrieben. Nur diejenigen waren vom Militärzwang befreit, die bei Europäern in Diensten standen. Aber auch diese durften sich nicht ohne ihr Teskereh auf der Straße sehen lassen.

Von diesen Greuelszenen angewidert, suchten wir auf dem raschesten Wege die Frankenstraße auf. Köllner, der sich seit jenem Zwist nicht wieder mit dem Schweden ausgesöhnt hatte, reiste nach Alexandrien ab. Ich sah ihn nie wieder.

Da mir der Aufenthalt in der Locante auf die Dauer zu kostspielig wurde, zog ich aus und quartierte mich bei einem deutschen Schneider ein. In der nächsten Zeit machte ich verschiedene Ausflüge in die Umgegend, besuchte die Pyramiden bei Gizeh, die Mumienfelder bei Sakkarah, und rüstete allmählich zur Abreise.

Am 10. Januar 1834 traf ich wieder in Alexandrien ein. Mein erster Weg führte mich zum dänischen Generalkonsul, in dessen Magazin ich meine Werkzeuge und sonstigen Habseligkeiten eingestellt hatte. Ich traf alles, so wie ich es verlassen. Später mietete ich mir meine alte Werkstätte zurück. Doch konnte ich die Arbeit nicht wieder aufnehmen, weil ich mir an der rechten Hand eine Schußverletzung zugezogen hatte, die nur schwer wieder heilen wollte.

Doch behagte mir das Nichtstun nicht, um so weniger, als ich niemanden hatte, dem ich mich anschließen konnte. So wurde in mir langsam der Wunsch wach, auch einmal Palästina, das vielgerühmte Gelobte Land, anzusehen.

Die heiligen Stätten

Im Hafen von Alexandrien lag ein Schiff, das Order hatte, eine Ladung Schießpulver nach der syrischen Festung Acre zu bringen, die kurz zuvor vom Schwiegersohn des ägyptischen Vizekönigs eingenommen und zerstört worden war. Ich benutzte diese Gelegenheit zur Überfahrt und zahlte für die Strecke von ungefähr siebzig deutschen Meilen, die Beköstigung abgerechnet, nur sechsunddreißig Piaster, einen gewiß billigen Preis.

Am 8. Februar stach das Schiff in See. Es war die dritte Seereise, die ich unternahm, aber noch bei keiner hatte ich solche Mordsängste auszustehen, als gerade bei dieser. Abgesehen davon, daß sich die ägyptischen Seeleute bei ihren Küstenfahrten selten oder nie eines Kompaß bedienen, die Lage war auch dadurch ungemütlich, daß, trotzdem überall im Schiff die vollen Pulversäcke umherlagen, die Schiffsmannschaft sich nicht entblödete, Tag und Nacht ihre kurzen Stummelpfeifen zu schmauchen! Die Offiziere taten desgleichen. Es war aber verboten, im Schiffe ein Feuer anzuzünden. Deshalb bestand meine Kost einzig aus getrockneten Feigen. Das war auch nicht dazu angetan, mich heiterer zu stimmen.

Am 12. Tage kam Land in Sicht. Wir waren aber, da der Kompaß fehlte, der kleinasiatischen Küste zu nahe gekommen, mußten umkehren und hielten auf das alte Tyrus zu, wo der Kapitän noch einige Geschäfte erledigen wollte, ehe er nach Acre hinabfuhr. Als wir im Hafen eingelaufen waren, ließ ich mich gleich ans Land bringen. Ich dachte, sicher ist sicher und weit vom Geschütz gibt's alte Kriegsleute.

Ein elendes Dörflein lag vor mir, Tsur, der Überrest der einst so mächtigen phönizischen Handelsstadt Tyrus. Am 22. Februar wanderte ich nach Acre hinunter, auch Akka genannt. Doch waren die Stadttore schon geschlossen, als ich ankam, und ich mußte unter freiem Himmel nächtigen. In Acre selber hielt ich mich zwei Tage auf und lernte hier einen deutschen Schlosser kennen. Mit diesem wanderte ich auf den Berg Karmel. Auf dem Berggipfel stand ein zerfallenes Karmeliterkloster; dicht daneben wurde ein neues gebaut. Man sagte mir, der König von Frankreich habe das Geld dazu gegeben.

Unweit des Klosters war eine Schmiede. Die Leute schienen ihre Sache nicht recht zu verstehen. Denn als wir uns dort als wandernde Gesellen vorstellten, wurden wir gebeten, für eine Maschine, die zum Steinschneiden diente, eine Walze zu fertigen. Zum Gedächtnis unseres Dageweseinseins verweigerten wir das seltsame Ansuchen nicht. Aber diese Arbeit hielt uns sieben geschlagene Tage auf, so daß wir erst am 4. März weiter konnten. In Haifa ließ ich mir mein Wanderbuch visieren. Hier nahm der Schlosser von mir Abschied und tippelte wieder nach Acre zurück. Ich mietete mir einen Führer und zwei Maultiere und ritt nach Nazareth, sieben Stunden weiter landeinwärts.

In Nazareth konnte ich keine Herberge finden. Deshalb machte ich den Franziskanermönchen einen Besuch und wurde ohne weiteres aufgenommen und zuvorkommend bewirtet. An den folgenden Tagen besuchte ich die Sehenswürdigkeiten des Städtchens und der Umgebung: Kanaan, Tiberias, den See Genezareth. Nachdem ich noch den Berg Tabor bestiegen hatte, kehrte ich nach dem Kloster in Nazareth zurück.

Daselbst verweilte ich noch einige Tage und schloß mich dann dem Menschenzuge an, der alljährlich aus diesen Gegenden zum Osterfest nach Jerusalem hinunterpilgert.

Langeweile gab's vorderhand keine; das Gedränge war zu bunt und mannigfaltig. Die einen beteten, die anderen sangen fromme Lieder, wieder andere zankten sich um Kleinigkeiten oder schlugen mit lautem Geschrei auf ihre störrigen Reittiere ein. Gegen Abend erreichten wir einen einsam stehenden Khan, in dem sich so viele, als eben der Raum zu fassen vermochte, einquartierten. Bald brannten in jedem Winkel die kleinen Feuer, auf denen das Wasser für den Kaffee siedete. An Schlaf war nicht zu denken; die Gebäulichkeiten waren halb zerfallen, so daß von allen Seiten die kühle Nachtluft hereinstreichen konnte. Dazu kam noch die kleine Kavallerie, die unser Zug mit sich führte, die ehrenwerten Flöhe, die wacker Arbeit taten.

Am zweiten Tage erreichten wir gegen Abend Sichem, wo Rasttag gehalten wurde. Ich quartierte mich in einer jüdischen Herberge ein und fühlte mich dort recht wohl. Die Wirte taten, was sie mir an den Augen ablesen konnten.

Den Rest des Weges legte ich allein zurück. In Jerusalem angekommen, suchte ich das große Franziskanerkloster auf. Ich fand dort bereits einen Maurer aus dem Mecklenburgischen, dem es hier außerordentlich gut gefiel, einen griechischen Matrosen und eine italienische Tippelschickse. Ich ging bald hinaus, um die Stadt anzusehen.

Viel Volks war aus allen Weltgegenden hierhergekommen, um das Osterfest in der „heiligen Stadt" zu feiern. Ich war begierig, die Stätten zu sehen, auf denen einst der Heiland wandelte. Aber als die nackte Wirklichkeit mit ihren abstoßenden Bildern mir vor die Augen kam, war meine Begeisterung gedämpft.

Die Straßen Jerusalems sind staubig, schmutzig, eng und sehr schlecht gepflastert, die Häuser schmucklos und ohne jede Besonderheit. Da ihre Fenster selten auf

die Straße hinausgehen, sehen sie eher weißgetünchten Mauern ähnlich als Häusern. Allenthalben fault Unrat und verpestet die Luft.

Frauen lassen sich in Jerusalem häufiger sehen als in anderen orientalischen Städten; selbst die arabischen Weiber verbergen sich nicht. Doch erschreckt ihr Anblick meist mehr, als er erfreut.

Die Ringmauern Jerusalems sind dreißig bis vierzig Fuß hoch. Doch sehen sie nicht danach aus, als ob sie einer ernstlichen Belagerung Widerstand leisten könnten. Besondere Beachtung verdienen die zahlreichen Klöster und Kirchen, die sich die verschiedenen christlichen Sekten hier erbaut haben. Meist stehen diese Gebäulichkeiten an Plätzen, die durch die Passion Christi eine besondere Bedeutung erlangt haben. Doch sind die Anhänger der einzelnen christlichen Glaubensbekenntnisse so eifersüchtig aufeinander, daß es nicht selten an den geweihten Stätten zu Händel, Mord und Totschlag kommt. Daher verwahrt die türkische Polizei die Schlüssel zu den bedeutendsten Gebetsstätten und übt eine strenge Aufsicht.

Die schönste Kirche in Jerusalem und auch die wichtigste ist wohl die auf dem Kalvarienberg erbaute Kirche des Heiligen Grabes. Griechen und Armenier, Lateiner und Kopten haben hier innerhalb der Kirche besondere Kapellen, in denen Tag und Nacht die Psalmen, Lobgesänge und Litaneien ertönen. Selbst die Mohammedaner verehren hier Jesus, den „gekreuzigten Propheten", und küssen sein Grab.

Keine andere Zeit des Jahres vereinigt eine solche Menge fremder Pilger in Jerusalem, als gerade die Osterzeit. Keine andere entwickelt aber auch ein so reiches kirchliches Leben. Das Heilige Grab steht der ununterbrochenen Prozessionen wegen Tag und Nacht jedem Gläubigen offen. Die Geistlichen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse entfalten allen nur möglichen

Pomp, um ihren religiösen Zeremonien größere Nachhaltigkeit zu geben.

Beinahe täglich verweilte ich eine Zeitlang im Tempel. So auch am Morgen des Samstags vor dem Palmsonntag. An diesem Tag sah ich eine Schlägerei sondergleichen. Die Franziskaner hatten ihre Prozession beendet und kehrten in ihre Kapellen zurück. Wie es die kirchliche Ordnung vorschrieb, traten nun die griechischen Priester an die Altäre. Doch jetzt drängten sich mit allem Ungestüm die Armenier vor, trotzdem sie erst später Zugang hatten. Jede Partei trachtete nun, den Vorrang zu behaupten. Wütende Blicke wurden gewechselt, höhnische Worte und Drohreden zischten wie Brandraketen; es entstand ein wildes Drängen und Stoßen, das bald zu einer maßlosen Rauferei ausartete.

Die Franziskaner, in der Meinung, der Auflauf gelte ihnen, verwahrten eiligst die Kapellentüren. Die neutrale Partei aber, die mit den Händeln nichts zu tun haben wollte, zog sich auf die Galerie zurück, die sich unterhalb der Kuppel rings um das Gebäude zieht; denn hinaus konnte niemand, die Soldaten, die Wache hielten, öffneten das Tor erst nach Beendigung des Gottesdienstes. Von der Galerie aus übersah man den ganzen Hexensabbat da unten. Einige hundert Personen waren miteinander im wütendsten Handgemenge. Ich sah, wie ein Pope seine genagelten Schuhe auszog und sie kräftig auf die Schmalzlocken einiger Armenier herabsausen ließ. Andere wieder schlugen mit Stangen um sich, die sonst dazu dienten, die Kerzen anzuzünden und auszulöschen. Ein riesiggebauter Armenier schwang eine dieser Stangen mit solcher Wucht, daß bald in der Runde das Blut von den zerschlagenen Schädeln troff. Ein Lateiner, der mit uns auf die Galerie geflüchtet war und dem das Getreibe da unten Spaß zu machen schien, schleuderte von oben herab ein Brett mit solcher Wucht

auf eine Gruppe von Glatzköpfen, daß es in mehrere Stücke zersprang. Um jedes dieser Stücke erhob sich auf der Stelle wieder ein erbitterter Kampf. Wer eines erwischte, schlug damit um sich, daß die Fetzen flogen.

Die Soldaten, welche für Ordnung zu sorgen hatten, schauten eine Weile verächtlich dem Getreibe zu. Erst als es zu kunterbunt wurde, drängten sie sich vor und ließen die Peitschen sausen. Kaum war die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt, als ein kleiner, buckliger Grieche wie ein Satan einem Armenier ins Gesicht schnellte und den entsetzlichen Streit von neuem begann. Sogleich fiel eine Schar anderer Armenier über ihn her, und der Krüppel wurde nicht mehr gesehen. Die Schlägerei wütete noch heftiger als zuvor.

Unterdessen marschierten draußen arabische Soldaten heran, besetzten die Ausgänge und die nächsten Straßen und bildeten auf diese Art eine Gasse. Dann wurde das große Tor geöffnet und allen befohlen, die Kirche still und langsam zu verlassen. Die Streithähne, am Ende ihrer Kräfte, befolgten den Befehl. Vor mir ging ein Italiener, dem seine Heldentaten so warm gemacht hatten, daß er sie weckenfrisch seinem Nachbarn erzählen mußte. Aber kaum hatte er zu renommieren angefangen, als er von einem Soldaten einen Kolbenhieb über den Kopf bekam, daß das Blut spritzte. Ich sah noch, wie er hinstürzte. —

Mit dem Palmsonntag beginnen die eigentlichen Zeremonien, die dem Osterfest zu Jerusalem seine Berühmtheit geben. Sie bestehen lediglich in einer sinnbildlichen Wiederholung der Leidensgeschichte Christi. Am Palmsonntag wurde die Prozession damit eröffnet, daß jeder der Teilnehmer einen grünen Palmzweig in die Hand bekam. Nun bewegte sich der Zug paarweise zweimal um das Heilige Grab, dann um den Stein, auf welchem Christus gesalbt worden war. Darauf wurde

vor dem offenen Grabe die Messe zelebriert, was auf die Pilger sichtlich großen Eindruck machte.

Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag fanden keine öffentlichen Prozessionen statt. Dafür aber war der Tempel Tag und Nacht von Betern besetzt. Wo irgendeine Stätte an den Gekreuzigten erinnerte, war sie von zahlreichen Pilgern umstellt, die still vor sich hinweinten und schluchzten. Am Morgen des Karfreitags strömte eine zahllose Menge vor das Richthaus des Pilatus. Denn von hier aus sollte die feierliche Prozession ausgehen, die das Leiden Christi darstellte. Sie begann damit, daß ein Geistlicher in der Vorhalle des verfallenen Palastes das Urteil sprach über einen schönen, bleichen Jüngling, der Christus vorstellen sollte. Dem Verurteilten wurde das Kreuz aufgeladen, und der Zug bewegte sich der Schädelstätte zu. Dort angekommen, wurde das Kreuz niedergelegt und eine Figur daran genagelt, die den Erlöser versinnbildlichte. Ein Aufschrei ging durch die Massen, als die ersten Hammerschläge fielen. Dann wurde das Kreuz aufgerichtet, sichtbar allem Volke; die Priester knieten betend zur Seite.

Um die siebente Abendstunde wurde der künstliche Leichnam abgenommen, gesalbt, in linnene Tücher gewickelt und unter dem leisen Trauergesang der Menge ins Grab gelegt. Damit war die Feier beendet.

Am Ostermorgen weckte mich schon früh jubelndes Geschrei aus dem Schlaf. Ich eilte hinaus und sah, wie die Pilger in Massen der Grabeskirche zuströmten. Als der Zug vor dem Grabe ankam, begannen die Priester eine Hymne zu singen. Die versammelte Menge stimmte brausend mit ein.

In den folgenden Tagen besuchte ich eine Reihe von Ortschaften in der Nähe Jerusalems, unter anderem auch Bethlehem. Dann, nachdem ich einundzwanzig Tage in der Stadt verweilt hatte, mietete ich mir einen Führer,

dessen Maultier mein schweres Gepäck schleppen mußte, und wanderte nach Joppe. Die Straße, die wir wählten, war zahlreich von heimkehrenden Pilgern belebt. Vor allem fielen mir die halbnackten Kopten auf, ägyptische Christen, die mit Kind und Kegel wieder in ihre Heimat zogen. Am 7. April kam ich in Joppe an. Beduinen, Soldaten aus Ägypten, in knallrote Westen geschnürt, Juden in allen möglichen Trachten, Levantiner, Griechen und Türken, das alles trieb sich in bunten Gruppen durcheinander. Ich folgte dem Gewühle auf den Bazar, wo von den Höckerweibern Südfrüchte für einen unglaublich billigen Preis verschachert wurden.

Ich mietete mich auf einem palästinischen Kauffahrer ein, dessen Ziel Alexandrien war. Abends punkt fünf Uhr wurde der Anker gelichtet, und mit einer frischen Brise in den Segeln tänzelte das Schiff ins offene Meer.

Außer mir bestand die Schiffsgesellschaft aus zwei jungen Kaufleuten, einem fetten, verschwulten Türken und einem herkulisch gebauten Neger, der in Ägypten ein großes Handelshaus leitete.

Wieder in Alexandrien. Die Pest!

Das Wetter war so günstig, daß uns selbst die Seekrankheit verschonte. Bei der Einfahrt in den neuen Hafen hätte der Kapitän den Segler ums Haar auf einer Klippe aufrennen lassen. Dank einiger Lotsen, die sofort herbeieilten, gelang es noch zur rechten Zeit, das Schiff abzubringen. Aber kaum hatte der Anker im schlammigen Grunde angebissen, als ein Beamter das Schiff bestieg, der von der Quarantäneanstalt beordert war. Er hielt sich in vorsichtiger Entfernung von uns, nahm unsere Pässe und sonstigen Legitimationen mit einer langstieligen hölzernen Zange in Empfang und warf sie allesamt in eine Kiste. Darin mußten sie erst ausgeräuchert werden, ehe sie den verschiedenen Konsuln von Alexandrien vorgelegt werden durften.

Bald hielt auch eine Barke langseits, die den verwünschten Auftrag hatte, uns Passagiere samt Gepäck nach dem Kontumazhause zu führen. Obwohl wir alle gegen diesen Befehl heftig protestierten und hundert Eide schworen, während unseres Aufenthaltes in Palästina habe die Pest auch nicht ein einziges Opfer gefordert, richteten wir doch nichts aus. Ja, als wir nicht gutwillig gehen wollten, machte man sogar Anstalt, uns mit Gewalt fortzuführen. Da folgte ich endlich mit den beiden Kaufleuten und dem alten, fetten Türken. Nur der Neger weigerte sich beharrlich, das Schiff zu verlassen. Die Matrosen wollten ihn mit Gewalt nach der Barke schleppen. Er verteidigte sich aber mit einer solchen Kraft und Behendigkeit, daß das Blut in Strömen floß und die neun starken Kerle schleunigst den Rückzug antraten,

trotzdem ihnen der Kapitän Mut zubrüllte. Die Barke landete an einer abgelegenen Stelle. Wir wurden wie eine Schar Übeltäter in aller Heimlichkeit der verrufenen und gefürchteten Anstalt zugeführt.

Nur zu bald war sie erreicht. Zwei Zimmer wurden uns angewiesen, das eine für die beiden Kaufleute, das andere für mich. Unwillkürlich lief mir eine Gänsehaut den Rücken hinunter, als ich mein Verließ betrat. Vergebens suchte ich nach einem Tisch, vergebens nach einem Stuhl, vergebens nach einem Fenster! Wahrlich, wer die Pest nicht mitbrachte, konnte sie sich in diesem Mistloche holen! Und darin sollte ich einundzwanzig Tage lang wohnen! Mein einziger, magerer Trost war, daß es anderen geradeso gehe. Denn als ich noch einige solcher Ställe erblickte, sah ich, daß sie vollgepfropft waren von schwarzen und weißen Soldatenweibern und ihren Kindern. Diese Räume starrten von Dreck und Unsauberkeit, und ich konnte froh sein, daß ich meinen Kasten wenigstens für mich allein hatte.

Ein sogenannter Guardian wachte über die Reinlichkeit und Ordnung in der Anstalt. Aber wie er wachte oder vielmehr nicht wachte, davon gab der Gang, auf den die einzelnen Zimmer mündeten, einen kleinen Vorgeschmack.

Das Essen mußten wir selber bezahlen. Da aber das Eingekaufte durch drei oder vier Hände ging, ehe wir's erhielten, taten sich sicher auch drei oder vier Magen gut daran. Das Ärgerlichste aber war, daß man in den dunkeln Räumen rein gar nichts anfangen konnte. So waren wir denn alle aus ganzem Herzen froh, als die verflixte, traurige Haft endlich ein Ende hatte.

Ich suchte meine alte Wohnung auf und betrieb mein Geschäft wie früher. Um alle Auftraggebenden zufriedenzustellen, mußte ich oft bis tief in die Nacht hinein arbeiten.

Der Sommer dieses Jahres drückte mit einer Glut, die selbst in diesen Breiten ungewöhnlich war. Schon seit Monaten wütete unter den Haustieren eine ansteckende Seuche, der fast alle Hunde erlagen. Doch niemand legte diesem Zeichen irgendwelche Bedeutung bei. Aber Mitte Juni verbreitete sich mit einem Schlag die Schreckenskunde: Die Pest ist da! In den Beduinenhütten, die außerhalb der Stadt in der Nähe des Franziskanerklosters und des Europäerhospitals lagen, hatte sie ihre ersten Opfer gefordert, einige arme Weiber. Die Neugierde trieb mich, die Gegend anzusehen. Sie bot einen trostlosen Anblick. Die eine Wand der Hütte war von den Sterbenden im Todeskampfe hinausgetreten worden; die andere stand auch nicht mehr; diese hatten die Leichenträger eingerissen, um sich ihr trauriges Geschäft zu erleichtern. Der Mann heulte und jammerte wie ein kleines Kind; doch wie es schien, mehr der zerstörten Hütte als der toten Weiber halber.

Kurz darauf stürzten etliche Araber mitten in der Stadt tot nieder. Bald mehrten sich die Fälle mit tödlichem Ausgang. Bereits im September führte man tagtäglich Pestleichen vor die Stadt hinaus. Jetzt endlich, als es bereits zu spät war, wurde an Abhilfe gedacht und schleunigst ein Pesthospital eingerichtet. Doch die Krankheit wütete in unverminderter Stärke. Der Handel stockte. Die europäischen Handelsherren und Konsule sonderten sich von allem Verkehr ab. Sie ließen die Türen ihrer Häuser zunageln, zuweilen sogar noch die Fenster. Alle Lebensmittel wurden durch Essig gezogen, um die Ansteckungsstoffe zu töten. Dagegen zeigten die Türken und Araber eine Gleichgültigkeit sondergleichen. Mit größter Gelassenheit sahen sie, wie täglich Hunderte zur Grube getragen wurden. Allah will es, war ihr Trost.

Als die Seuche immer mehr zunahm, erließ die Regierung eine Bekanntmachung, daß in den nächsten

Tagen die Stadt nach der See- und nach der Landseite hin für allen Verkehr, vornehmlich auch für den Personenverkehr, abgesperrt werden würde. Da nun hier seit alter Zeit die Meinung herrschte, daß Alexandrien und Kairo der weiten Entfernung und des verschiedenen Klimas halber niemals zu gleicher Zeit von ein und derselben Krankheit heimgesucht würden, benutzten viele Europäer die noch gewährte Frist, schlossen ihre Gewölbe und flüchteten sich vor der Pest nach Kairo. Andere wieder zogen in ihre Gärten außerhalb der Stadt oder bauten im freien Felde Hütten aus Rohr und Palmblättern, verproviantierten sich reichlich und schlossen sich von allem Verkehr ab. Ich hatte bisher mein Geschäft mit einem Gesellen weitergeführt. Als aber der Tag, an dem die Absperrung in Kraft treten sollte, immer näherrückte, hielt auch ich es für geratener, Kairo aufzusuchen.

Am 2. Oktober 1834 schiffte ich mich in Begleitung einiger befreundeten Deutschen ein. In Kairo hatte ich bald festen Fuß gefaßt. Meine Arbeiten wurden sehr gesucht. Die zugereisten Europäer waren alle lustig und guter Dinge. Sie ließen viel Geld springen, weil sie glaubten, glücklich der Pest entronnen zu sein. Aber die Seuche ließ nicht lange auf sich warten, der bleiche Schrecken kam auch hierher.

Anfangs beschränkte man sich darauf, die Erkrankten ins Lazarett und ins Hospital zu führen und die seuchenverdächtigen Häuser mit Soldaten zu umstellen und zu bewachen. Als aber die Fälle in die Hunderte gingen, reichten diese primitiven Vorsichtsmaßregeln nicht mehr aus, und man ließ alles laufen, wie es laufen mochte. Die europäischen Ärzte halfen, wo sie konnten. Doch das kleine Häuflein, das unerschrocken sein Leben in die Schanze schlug, richtete wenig aus. Der Tod war mächtiger.

Es schien, als ob die ganze Stadt aussterbe. In der schlimmsten Zeit wurden täglich nicht weniger als zwei-

tausend Menschen dahingerafft! Zu der Krankheit gesellte sich notwendigerweise der Mangel. Hunderte verschmachteten in ihren Hütten, weil niemand die Pesthöhlen zu betreten wagte. In allen Gassen, auf allen Straßen schallte das Geschrei der Fieberkranken, das Röcheln, Fluchen und Winseln der Todgeweihten. Wer von der Seuche verschont blieb, erging sich in wilden Klagen gegen das unheimliche Schicksal oder ergab sich maßlosen Ausschweifungen, um das Restchen Leben, das einem noch winkte, bis auf die Neige auszukosten. Denn wer wußte, was schon die nächste Stunde brachte?

Der Vizekönig erließ eigens einen Befehl, man dürfe weder jammern noch weinen; die lauten Klagen seien nutzlos und würden nur die allgemeine Angst größer machen und die Verwirrung steigern. Aber hier brach sich des Paschas Befehlskraft. Es wurde geheult wie zuvor, es wurde geweint wie zuvor, die Leute starben wie zuvor.

Acht Tage lang hielt sich die Krankheit auf ihrer fürchterlichen Höhe; dann war ein langsames stetiges Abschwellen zu verzeichnen. Dennoch stockten nach wie vor alle Geschäfte und Unternehmungen. Die Bäcker hatten ihre Öfen größtenteils geschlossen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß gerade das frische Brot am leichtesten den Ansteckungsstoff aufnahm und weiter verschleppte.

Auch die Apotheker, die sich anfänglich der unerwarteten Einnahmen gefreut und die neunundneunzig Prozent ihres Gewinns unbedenklich auf hundert gesteigert hatten, wurden von Tag zu Tag kleinlauter und sperrten sich schließlich von jedem Verkehr ab. Denn selbst ihr wohlversorgtes Arsenal, in welchem die Arzneikunst das feine und das grobe Geschütz der Pillen und Pflaster, der Tropfen, Pulver und Mixturen aufgespeichert hatte gegen die Erbfeinde der Menschheit, die

Krankheiten, schützte sie nicht. Einen nach dem andern holten sich die Schleichfinger der Pest zwischen den Teeschachteln, Reibmörsern und Medizinflaschen heraus.

Schließlich gab es nur noch einen Ort, wo man Arznei, Rat und Hilfe holen konnte, im europäischen Spital. Aber durch die starke Inanspruchnahme dieser Anstalt machten sich hier so viele helfende Hände nötig, daß sogar ein französischer Schmied als Apotheker und ein deutscher Gerber als Provisor figurierten! Schöne Helfershelfer der Pest!

Daß die Pest überhaupt nicht mehr erlöschen wollte, hatte seinen Grund in der erschreckenden Unreinlichkeit, die sich allerorten breitmachte. In vielen Straßen türmte sich der Schmutz zu hohen Haufen. Weithin war die Luft von faulendem Aas verpestet. Ein unerträglicher Geruch, der von den Totenäckern herkam, wo die nur notdürftig mit Erde bedeckten Pestleichen zu Tausenden verwesten, lag über der Stadt und gab der Seuche stetig neue Nahrung.

Dazu kam, daß die profitwütigen europäischen Konsule die Kleider und den Hausrat von Verstorbenen, die unter ihrem Schutze gestanden hatten, ungescheut und skrupellos verkauften. Dadurch wurden die Ansteckungsstoffe immer weiter verbreitet.

Auch mich befiel das verdächtige Unwohlsein, das in der Regel den Beginn der Krankheit verkündigt. Doch da gleich ein Arzt zur Stelle war und mich zweimal zur Ader ließ, erholte ich mich bald und stand schon nach zwei Tagen wieder hinter der Hobelbank. Aber seitdem behagte es mir nicht mehr in Kairo. Ich wollte fort nach Alexandrien und von da ab weiter nach Hause! Nicht lange danach führte ich mein Vorhaben aus. In Alexandrien verkaufte ich mein Handwerkszeug und was ich sonst nicht brauchen konnte um einen Spottpreis und paßte ein Schiff ab.

Mit einem slawonischen Schiffskapitän, dessen Kasten eine Ladung Pferdebohnen (Gott verfluch' sie! denn wir hatten geschlagene dreißig Tage nichts anderes zu essen, als diese elenden Puffbohnen!) transportierte, segelte ich nach Triest. Wie froh war ich des europäischen Bodens! Nun hatte ich wenigstens Nächte, in denen ich ruhig schlafen konnte, ohne Furcht vor Krankheit. Und wenn ich des Nachts einmal aus dem Schlafe auffuhr, so war's kein wüster, schreckhafter Traum, der mich wachrüttelte, sondern einzig das Verlangen nach der Heimat, die mich täglich stärker zog.

Schluß

Ernst Döbel hat die Heimat auch glücklich erreicht. Zwar mußte er zuvor in Triest eine sechsundvierzigtägige Quarantäne überstehen, die ihm bei seiner Heimatsehnsucht reichlich lang vorgekommen sein mag. Dann aber hielt ihn nichts mehr. Über Adelsberg, Laibach, Villach, Hallein, Salzburg und Traunstein wanderte er nach München; von da nach einem entsprechenden Aufenthalt über Augsburg, Nürnberg, Fürth, Eisenberg und Weimar der Heimat zu.

Die ganze Reise war für ihn eine Art Triumphzug. Das Maul hatte er auf dem rechten Fleck, und so wird er den Leuten, bei denen er einkehrte, Vieles und Seltsames erzählt haben.

Das war noch etwas in jener so fest in sich verankerten Zeit, in der sich der Typus des behäbigen deutschen Spießers bildete, derartig weite Reisen gemacht zu haben! Kein Wunder also, daß der einfache Handwerksbursche, der sonst weiter keine Meriten für sich in Anspruch nehmen konnte, als ein tüchtiges Stück Welt gesehen zu haben, allenthalben großes Aufsehen machte. In München ließ ihn die königliche Familie vor sich kommen. Auch der Herzog von Sachsen-Altenburg und

der weimarische Hof interessierten sich für ihn. In eigener Person mußte er Bericht erstatten. Es scheint aber, als ob dem guten Döbel die Hofluft stark auf die Einbildung geschlagen hätte.

Was späterhin aus ihm geworden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Daß er etwas Bleibendes, Machtvolles geleistet hat, glaube ich kaum. Denn seiner schließlich doch ziemlich krämerhaft beschränkten Wesensart war das Reiche, das Zwingende, das göttliche Umgetriebensein, das allen großen Vaganten im Blute liegt, im Grunde genommen fremd.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073244367